HAGEN · Gestalten und Gewalten

HANS W. HAGEN

GESTALTEN UND GEWALTEN

TÜRMER
VERLAG

Einbandentwurf und Umschlag:
HASSO FREISCHLAD

1974
© by Türmer Verlag · 8032 Lochham bei München
Alle Rechte, besonders die der Übersetzung, Verfilmung, der Verwendung im Rundfunk und des Nachdrucks, vorbehalten.
Satz u. Druck: Gugath & Sohn, 8 München 21, Tel. 70 10 81
Buchbinderei: Simon Wappes, 8 München 80
ISBN 3 87829 046 2

HANS W. HAGEN

GESTALTEN UND GEWALTEN

SCHICKSALSSTUNDEN DES REICHES

TÜRMER VERLAG MÜNCHEN

VORWORT DES HERAUSGEBERS

Das berühmte Wort Heinrich von Treitschkes „Männer machen Geschichte" gilt auch in der Umkehrung: Geschichte macht Männer. Jede historische Tat wird aus dieser Polarität geboren. Hagen versucht das Gleichgewicht zu halten zwischen den subjektiven und objektiven Kräften der geschichtlichen Entwicklung. Seine historischen Porträts zeugen für die Kunst des Weglassens aller zufälligen Daten und Fakten, um die sich der Fachhistoriker bemüht. Er verdichtet Einzelzüge von symbolischer Bedeutung und Geschehnisse von schicksalhafter Wirkung.

Als geistige „Gewalten" begreift er vor allem das Verhältnis von Dynastie und Monarchie und deren Einfluß auf die deutsche und europäische Geschichte. In der Erbdynastie sieht er orientalische, im Wahlkönigtum germanisch-europäische Gestaltungsprinzipien. Im Mittelpunkt steht der Reichsbegriff: nicht der Nationalstaat der Hohenzollern, sondern das Reich als europäische Ordnungsmacht von Karl dem

Großen bis Friedrich II., dem Hohenstaufer. Nur in diesem höheren Begriff weist es aus der Vergangenheit in die Zukunft eines Europa der Völker.

Wer das polare Wirken von „Gestalten und Gewalten" unter dieser Perspektive betrachtet, wird manchen Großen der Geschichte schmerzlich vermissen, weil es Hagen nicht mehr vergönnt war, diesen in seine Deutung einzubeziehen. Aus seinem Nachlaß konnte nur dieses Fragment zusammengefaßt werden; ebenso ließen sich dadurch Wiederholungen in Einzelheiten nicht immer vermeiden. Dennoch: Auch als Torso zeigt uns dieses Werk großartige Bilder der Vergangenheit, die unter dem Leitmotiv „Reich und Europa" in die Gegenwart wirken.

Heinrich Härtle

Monarchie und Dynastie

1806 erklärten die von Napoleon vergrößerten süd- und westdeutschen Staaten ihren Austritt aus dem Reich und bildeten mit Hilfe und im Schutz der Bajonette des Feindes den Rheinbund. Der deutsche Kaiser in Wien aber legte vor dieser Fronde Titel und Krone nieder, und drei Wochen später, am 6. August 1806, löste Franz II. das Heilige Römische Reich Deutscher Nation auf.

Gewiß, damit wurde eine Gestalt endgültig in die Gruft gesenkt, die eigentlich schon gestorben war in dem Augenblick, als 1250 der letzte Stauferkaiser Friedrich II. in Fiorentino die Augen schloß, auf denen allein das Reich geruht hatte. Alles andere seither bedeutete ein Festklammern an einer ausgehöhlten Institution, vielleicht auch romantische Sehnsucht oder Verleugnung, wenn nicht gar Flucht vor neuen geschichtlichen Situationen und ihren Forderungen. Aber daß beim endgültigen und viel zu späten Schlußakt des Reiches dann Rheinbund-Verrat und damit Selbstaufgabe des Geistes wie der politischen Gesittung, Überläufertum und schließlich

gar Auslieferung an den Feind am Werke waren, kennzeichnet diesen Vollzug und hebt die Besonderheit seines Ereignisses in die Typik deutschen Schicksals überhaupt. Das begann schon bei Arminius.

Wie das Ende des Reiches der Deutschen beliebig festgelegt werden kann — zwischen dem tatsächlichen Erlöschen in dem Augenblick, als der letzte Stauferkaiser starb, bis zur staatsrechtlichen Selbstauflösung liegt mehr als ein halbes Jahrtausend —, so geht auch der Streit darum, wann der eigentliche Beginn gesetzt werden soll und darf. Eines steht fest: Es lebte längst in der Sehnsucht der Deutschen, bevor es in einzelnen Männern oder ihren Geschlechtern politische Gestalt wurde. Und diese Sehnsucht war immer stärker und größer als die Verwirklichung.

Zwei Herrschergedanken und ihre daraus abgeleiteten Formen der Staatsgestaltung treten einander entgegen in der Stunde, als unserem Raum sein Beitrag zum Abendland abverlangt wurde: Die Idee des Imperiums — im antiken Rom geschaffen und durch Gregor I. mit dem Papsttum verquickt — stieß auf den Gedanken des „Reiches". Die Dynastie war etwas anderes als die germanische „künneges künne", die herrschende Sippe und die daraus abgeleiteten Sitten und Rechte; der König war bei den Germanen nur „primus inter pares", sein Amt war geistig begründet, es ruhte nicht im realen Machtbesitz. Jede Wahl mußte ausdrücklich von der Gemeinschaft erfolgen. Die leuchtende Führergestalt, von der man glaubte, daß sie das germanische Heil ausstrahle, wurde bei jedem Erbgang neu gewählt und bestätigt.

Es waren Herrschergestalten aus dem germanischen Stamm der Franken, aufsteigend bis zu Karl Martell, denen die doppelte Aufgabe zufiel: sowohl das Abendland vor der äußeren Gefahr der Araber zu schützen als auch es von der inneren Gefahr der Dynastie endgültig zu befreien. Diese Befreiungstat der Merowinger hatte den Karolingern Ansehen und Vertrauen geschaffen.

Die Karolinger bewältigten in den drei Generationen von Karl Martell bis zu Karl dem Großen diese Aufgaben und verbanden mit ihnen die Einigung des Frankenreiches. Aber der gleiche Karl der Große, der sein Herrscherleben und seine ungemeine Tatkraft darangesetzt hatte, dieses Reich zusammenzuschließen, entwirft schon im Jahre 806 einen Teilungsplan für seine Söhne Karl, Ludwig und Pippin. Wieder war ein Geschlecht der Dynastie und der Hausmacht erloschen. Und so wird dieser Zerfallsprozeß des 9. Jahrhunderts ein je nach der Herrscherpersönlichkeit mehr oder weniger retardierendes Abgleiten und Verbrauchen des Reiches für den Selbstzweck der Dynastie. Vor dem völligen Abgrund rettet nur eine Ur-Besinnung auf germanisches Wesen. Es ging darum, diesen von den Karolingern mißbrauchten Königsgedanken wieder aus germanischem Geist zu füllen; — dieser Geist war noch lebendig, und so konnte man aus der dynastischen Erbfolge und ihrer persönlichkeitmordenden Dekadenz immer wieder zurückfinden zur Königswahl des Besten, der Persönlichkeit. Es führt ein notwendiger Weg nach Forchheim 911; aber darüber hinaus sind alle Königswahlen im Mittel-

alter bis 1197 Erhebungsakte aus germanischer Tradition.

Das ist das segensreiche Ergebnis für die Folgezeit in der Erkenntnis des Niedergangs des Karolingergeschlechts, daß Konrad I. und Heinrich I. *gegen* die Erbfolge, ja geradezu in einem geschichtlich abgewandelten Thing — denn so erscheinen die Fürstentage von Forchheim und Fritzlar dem das Wesentliche suchenden Auge — in ihr Amt durch die Wahl der freien Fürsten erhoben werden. Nach diesen beiden Wahlgängen gewinnt der Gedanke des Königsgeschlechts die Oberhand, und so sehen wir in drei großen Jahrhundertrhythmen die Ottonen-Sachsen, die Salier und die Staufer im Königsamt. Am Beginn der Heraufkunft jedes dieser Geschlechter aber steht jeweils wieder eine Durchbrechung des dynastischen Prinzips und eine Besinnung auf die Persönlichkeit. Diese Gründerpersönlichkeit verleiht dem Geschlecht dann immer das Heil und erhebt es zu seiner säkularen Aufgabe.

Noch Otto I., der Große, mußte sich gegen seine Brüder durchsetzen, die ihm — diesmal aus byzantinisch-dynastischen Vorstellungen heraus, als noch nicht *porphyrogenitus* also noch nicht im Purpur geboren — die Erbfolge streitig machten. Er konnte sich jedoch behaupten, weil gerade durch Forchheim und Fritzlar der germanische Wahlgedanke wieder lebendig geworden war. So erscheint dieser größte Sachsenkaiser als die Persönlichkeit, die allen Glanz und alle Kraft, die sein Geschlecht im Vater gestaut hatte, verschwendend in das Reich und die Rettung Europas ausgießen kann. Der Sohn Otto II. ist „im Schatten des Titanen" bereits verbraucht, im Enkel jedoch leuchtet, hochgetrieben durch

das beigemischte Blut aus Byzanz, noch einmal alle Vielgestalt, aber auch alle Zwiespältigkeit auf, die ihn den apokalyptischen Augenblick der Jahrtausendwende jugendstürmend bestehen läßt, gleichzeitig in diesem unerhörten Moment verbraucht und schon als Jüngling ins Grab reißt. Sein Evangeliar zeigt alle leuchtende Kraft, doch auch alle verzehrende Glut der Verschwendung dieses Ikarus auf dem Throne, der wie ein letzter Sonnenstrahl den Untergang seines Geschlechts feiert, dann eine neue Wahl aus germanischer Besinnung und gegen den dynastischen Gedanken ein anderes Geschlecht — und dieses wieder als eine umfassende Persönlichkeit erschaubar — beruft: die Salier.

Dieses neue Geschlecht kehrt wieder zum geistigen Urgrund der Art zurück. In den drei Hauptträgern dieser Geschlechterpersönlichkeit der Salier, von Heinrich III. bis Heinrich V., staut sich der Kampf gegen das Papsttum und erlangt im Gang nach Canossa seinen atemraubenden dramatischen Höhepunkt. Gerade die Gestalt Heinrichs IV. zeigt alle Gefahr und Mächtigkeit, die der deutschen Seele eingelagert sind. Erst muß er das um ihn her — aber auch in ihm selbst und dort von ihm selbst — zerbrochene Reich aus der eigenen Seele wieder gebären. Nichts war ihm geblieben an äußerer Macht, allein sie wuchs ihm wieder zu in gleichem Maße, wie er seine innere Mächtigkeit in den Nöten dieser äußeren Bedrohung befreite. So konnte er den Gegner in Canossa bezwingen, aufgestiegen zur Freiheit seines Handelns in der äußeren Verlorenheit seines Schicksals. Er nahm, auf einer anderen Ebene, genau das Schicksal vorweg, das Barbarossa nach Legnano bedrohte und das dieser aus

derselben formalen Haltung der Seele ebenfalls bestand.

Als das Salier-Geschlecht sich in seiner unerhörten Aufgabe des Investiturkampfes verbraucht hatte, trat, nach dem Zwischenspiel des Supplinburgers, das Staufergeschlecht auf den Plan. Konrads III. größtes Verdienst wird es bleiben, daß er die Verlockung zur Dynastie überwand und gegen sein eigenes Blut den Neffen Friedrich I. den Fürsten zur Wahl empfahl. Denn der Neffe war die verheißungsvolle Persönlichkeit, nicht der eigene Sohn. So steht am Beginn des größten Herrschergeschlechtes im Mittelalter noch einmal der Gedanke der erbfreien Designation und der freien Wahl der hervorragenden Persönlichkeit in aller Reinheit, während der Erbhalter das Recht und die Ansprüche aus dynastischen Gedankengängen in sich begrub. Nur so konnte die reine Gestalt der mittelalterlich-deutschen Königs- und Kaiseridee noch einmal gewagt und in einem neuen Geschlecht vor neuen Aufgaben verwirklicht werden.

Denn in den Herzen dieser Herrscher ruhte das Reich! Der Konflikt Barbarossas mit dem Sachsenherzog war latent in dieser Eigenart des mittelalterlichen Kaiser-Königtums eingegeben und wurde nur von daher durch das geheime Weiterwirken der Urgestalt dieses archetypischen Herrscherideals niedergehalten und immer wieder überwunden. Die Versuchung, die für den Fürsten mit tatsächlich größerem Landbesitz immer bereit lag, die Verlockung, sich gegen die irreale Macht des real bedeutungsloseren Königs und Kaisers zu erheben, sie schwelte von jeher und brandete immer wieder auf, seit den ersten Kämpfen Ottos I., des Großen, um seine Durchsetzung bis zum Tage von Chiavenna, als Barba-

rossa vor Heinrich dem Löwen sich demütigte um des Reiches willen. Hier aber war der Verrat an der Idee in der schicksalsträchtigen Stunde angesetzt. Hier stand alles auf dem Spiel, nicht nur die Persönlichkeit des Kaisers, sondern das von ihm getragene und vom Herzog verratene Reich. Deshalb auch die Vergeltung in ihrer furchtbaren Auswirkung, die sogar den Kaiser nach anfänglichem Zögern dann zu blindem Nachgeben an den kleinen Neid der geringeren Fürsten verführte, und der damit das starke Reich der Staufer zum ersten Mal innerlich erschütterte.

Es waren beide aus dem hohen Spiel der Gemeinschaft der Gleichen herausgetreten: sowohl der Kaiser als auch der Herzog. Der Herzog hatte über seiner gefährlich großen realen Macht — Herzog von Sachsen und von Bayern — das Maß des Dienens verloren, der Kaiser hingegen vergaß in seinem Zorn sein Herrscheramt über der Rache. Die Macht des Sachsenherzogs mußte gebrochen werden, indes der Kaiser hatte selbst schon Pläne im Hinblick auf eine eigene machtmäßige Unterbauung seines Amtes — allerdings außerhalb der deutschen Gebiete, in Sizilien. Von dort her kam dann auch die höchste Bedrohung, im Augenblick der Überwindung aber auch der höchste Glanz über das Reich durch den Enkel, der jedoch durch sein Sterben das Reich mit hinabnahm in sein Grab.

Gestalten und Aufgaben

Ein Rückblick auf diese drei großen Herrschergeschlechter des Mittelalters zeigt bei aller inhaltlichen Verschiedenheit doch die große formale Einheit, im tief-

gegründeten Gesetz, wonach sie angetreten. Die veränderte Zeiten- und Problem-Lage verlangte sondergeprägte Typen, die, grob umrissen, auf folgende Formeln gebracht werden können:

Die Sachsenkönige und -kaiser hatten die Aufgabe der ottonischen Reichsreform. Das geistig vom Westen und militärisch vom Süd-Osten her bedrohte Reich mußte eine neue Mitte finden, wie es auf den Fürstentagen von Forchheim und Fritzlar instinktiv erkannt wurde durch die Wahl Konrads I. und Heinrichs I., des Stammvaters der Ottonen. Der Sohn, Otto I., übernahm Deutschland und erhob es zum Weltreich. Er verlieh ihm aus der neuen Mitte Größe und Ausstrahlungskraft, die Karl der Große einstmals seinem abendländischen Reich eingegründet hatte. Das gelang durch den Sieg auf dem Lechfeld, durch Erringen der Kaiserkrone und mit der Durchsetzung der ottonischen Reichsreform. Alles diente nun diesem neu gegründeten Reich, auch die Kirche, die er als dienendes Glied in dieses Reich eingebaut hatte. Dem Enkel, Otto III., gelingt sogar die Freundschaft mit Papst Sylvester. Alles scheint auf einen Sieg des weltzugewandten Kaisertums hinzulaufen, besonders, als die Untergangsprophetien des Chiliasmus sich nicht erfüllten. Jubelnd kehrt sich die befreite Menschheit der Welt wieder zu. Da stirbt der Kaiser, und mit ihm sinkt der letzte bedeutende Ottone ins Grab.

Die Kirche, zurückgedrängt und organisch eingefügt durch die ottonische Reichsreform, im Ansehen gemindert durch das Versagen ihrer chiliastischen Prophezeiungen, wonach in der Neujahrsnacht des Jahres 1000 die Welt untergehen würde, muß einen neuen Weg des

Kampfes gegen das Reich suchen. Die Reformbewegung von Cluny tritt auf den Plan, und das Kloster Hirsau wird zum Eingangstor ins deutsche Gebiet. Diesen Kampf können keine Ottonen mehr durchstehen — das Salier-Geschlecht muß diese Aufgabe übernehmen gegen die „Gregore" auf dem Papstthron. Nicht zufällig wählten die Päpste in diesen Kämpfen mit Vorliebe diesen Namen. Ihr geistiger Ahnherr, Gregor I., der Große (590 bis 604), hatte tapfer und standhaft die Langobardenstürme ausgehalten und damit das Papsttum und Rom als „ewige Stadt" gerettet. Aber noch ein anderes hatte er vermocht. Die Legende ließ ihn den Kaiser Trajan aus dem Fegefeuer beten und als einzigen Heiden vorzeitig in den Himmel gelangen. Das bedeutet, daß Gregor I. das antike Rom in seine Idee einbezog, indem er es weihte und auf diesen Weihen auch alle Kultur der Antike nun in dieses „zweite Rom" überführte. (Das „dritte Rom" sollte mit gleichen Absichten auf der Szobor-Synode von Moskau durch Iwan III. 1499 dorthin überführt werden.) Durch Gregor I., den Großen, war also das päpstliche Rom in die Erbfolge des antiken Roms eingetreten; Kirche und Kultur waren in einer Hand, die übrige Welt hatte dem nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen.

Auf diese Situation besannen sich die Gregore des 11. Jahrhunderts in ihrem Machtanspruch an die Welt. Cluny-Hirsau sollten ihre Bußforderungen und Lebensreformen — oder besser gesagt: Abwendung vom Leben — hineintragen in die sich eben aus den apokalyptischen Weissagungen befreiten Gemüter. Das ist der Kampf, der den Saliern aufgegeben war und der ihnen ihren

Charakter einprägte, dem sie dann wieder sichtbare Gestalt gaben in ihrem Bauwillen, zusammengefaßt im einchorigen Dom zu Speyer. Gregor VII. hatte, durch Heinrichs IV. Menschentum und innere Mächtigkeit überwunden, in Verbannung und Verzweiflung geendet. Aber auch Heinrich IV. wurde vom eigenen Sohn entthront.

Die den Staufern gestellte Aufgabe läßt sich formulieren: Überhöhung der Reichsidee und Zusammenfügung der Teilaufgaben der Ottonen und Salier zu einem organischen Ganzen. Bereits der zweite Staufer, Friedrich I., Barbarossa, nennt kurz nach seiner Wahl das Reich „*Heiliges* Römisches Reich Deutscher Nation". Jetzt erst, in der Mitte des 12. Jahrhunderts und 200 Jahre nach Otto I., dem Großen, wird dieser Titel in seiner Vollständigkeit geprägt. Die Staufer heben dieses Reich und ihr Kaiseramt in die Höhe der reinen Idee und drängen den Gegner, zu dem die Päpste notwendig sofort werden müssen, in immer stärker werdende „Irdischkeit" zurück. Der Papst schafft sich einen Kirchenstaat, unterhält sogar eine eigene Armee, die „Schlüsselsoldaten".

Auf dieser Höhe der reinen Idee kann das Reich durch die Zufälligkeiten unglücklicher Schlachtenausgänge wie Legnano nicht mehr erschüttert werden. Barbarossa will auch noch die letzte große Idee, die der Papst für sich hütet, ihm entreißen: Vater der Kreuzzüge zu sein. Auf der Fahrt zum Heiligen Grab stirbt er, die letzte christlich-ritterliche Verkörperung der autochthonen Reichsidee. Der Sohn und dann der Enkel, wie Otto I., der Große, in die Universalität eines Weltreiches gestellt, in

das nun arabische Kultur ebensotief hineinwirkt wie die christliche, können diesem Christentum weder für ihre eigenen Personen noch für ihr Reich die geforderte geistige und politische Totalität zuerkennen. Besonders Friedrich II. behauptet sein Reich gegen mehrmalige Bannungen durch die Päpste und wächst zum ersten aufgeklärten Herrscher, der damit einer Entwicklung den Boden bereitet, die seinem Nachfolger im Geiste, dem Luxemburger Karl IV., Ansätze und Möglichkeiten bietet, in seiner neuen Residenz Prag die Zeit der gesamtabendländischen Aufklärung zu beginnen.

Die Ottonen hatten in ihrem Staatssiegel die Inschrift geführt: „Renovatio imperii romani". Sie fühlten sich als Erneuerer des römischen Imperiums, führten also auf germanisch-deutschem Gebiet bewußt jene Linie fort, die Papst Gregor I., der Große, mit seiner Trajanslegende für Rom in Anspruch genommen hatte. Deshalb kam es auch im Widerstreit der Nachfolger der Ottonen mit den Päpsten zur Heraufkunft der „Gregore" — ob sie nun den Namen führten oder nicht — im 11. Jahrhundert als der eigentlichen Gegnerschaft der Salier. Heinrich II., in jeder Beziehung die rückläufige Ergänzung und realistische Korrektur des himmelstürmenden Jünglings Otto III., fügt in sein Staatssiegel in bewußter Abwendung von den Ottonen die Inschrift ein „Renovatio regni Francorum". Das ist so entscheidend, wie es meistens übersehen wird. Aber von hier aus führt der Weg erst zu Barbarossa, der sein Amt in bewußter Wahrung germanischen Erbes und dem daraus fortwirkenden „Heiltum" beginnt und als erster sein Reich „Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation" nennt.

Was die Staufer so groß macht, besonders den eigentlichen Begründer des Hauses, Friedrich I., Barbarossa, ist die geschichtliche Tat und Erkenntnis, wie er Ottonentum und Saliertum als voraufgegangene Wachstumsstufen in seine Reichsidee organisch einbaut und mit seinen Zielen und Notwendigkeiten zusammenfügt. Er vereint die geistige germanische Urständ der Ottonen, die zur Berufung Heinrichs I. geführt hatte, mit dem Willen zur Selbstbehauptung der Freiheit der germanischen Persönlichkeit gegen die Versuche der Verherdung im Abwehrkampf der Salier, und erstrebt noch einmal auch die Überhöhung der eigentlichen Ziele Karls des Großen im Zusammengriff zu einem abendländischen Reich. Dies alles wird im Staufer Barbarossa nun gesammelt und wächst in seinem Geschlecht zur Gestalt. Es wirkt über seinen eigenen gefährlichen Ausgriff nach Süden in Sohn und Enkel noch weiter und gibt diesen Erben dann die Kraft, aus diesem Süden her das Reich noch zusammenzuhalten, so daß der Enkel aus germanischer Besinnung sein Herrschaftssymbol in unseren Bauformen Gestalt werden läßt im Castel del Monte.

Doch als der dritte Stauferkaiser 1250 in Fiorentino starb, war in seinem Geschlecht keine Persönlichkeit mehr da, und die Nachkommen wurden in den nächsten Jahrzehnten vom Papst mit Hilfe der herbeigerufenen französischen Könige ausgerottet. Der Luxemburger Karl IV. hatte alle Möglichkeit einer geistigen Erbfolge sowie eines Neubeginns für sich, als er in Prag das Reich neu zu gründen hoffte. Aber ein Jahrhundert, begonnen mit Interregnum und weitergeführt mit Versuchen, die innerlich immer mehr aus der germanischen Kontinuität

abtrifteten, hatte die lebendige Tradition ersterben lassen. Er trachtete es allein auf dem Hintergrund der Kultur zu tun, jedoch im deutlichen Rückzugsgefecht gegen die unfreiwillige Allianz, die der Stuhl Petri mit dem französischen Thron seit der „babylonischen Gefangenschaft der Päpste in Avignon" schon eingegangen war, die freilich früher bereits mit dem Komplott begonnen hatte, als die Päpste Karl von Anjou herbeiriefen in ihrem Kampf gegen die Staufer. Aus Verrat und Komplott wächst immer nur neuer Verrat. Jede Fronde zerfällt. Karl IV. aber lieferte Cola di Rienzi seinem Widersacher in Rom aus, anstatt ihn als Faustpfand auszuspielen. Das römische Volk stand zum Tribunen, nicht zum Papst.

Maximilians I. Kaisertraum war dann vollends ein romantisches Nachtrauern einer längst versunkenen Zeit — und sein Nachfolger im Amt, Karl V., war nur noch dem Namen nach deutscher Kaiser; sonst indes legte er den Grund zu jener dem deutschen Kaisergedanken in allem entgegengesetzten Ausprägung der habsburgisch-spanischen Königsidee. Was den Staufern noch gelungen war, das Kernland und Sizilien zu einem Reich zu vereinen, wurde dem Habsburger unmöglich, als er nach Spanien ausgewichen war.

Typen der Herrschaft in Europa

Besser als alle Beschreibungen des einen oder anderen der nun folgenden Herrschergeschlechter vermag eine Gegenüberstellung des germanisch-deutschen Reichsgedankens und der habsburgisch-spanischen Königsidee die deutsche Herrschergestalt erkennen lassen.

Karl V. hatte aus politischen Zweckmäßigkeiten die Unruhe, die Luther in die deutsche Politik getragen hatte, bestehen lassen, denn er brauchte so etwas wie eine „balance of power" in diesen Landen, um sich völlig den Reichtümern seiner neuerschlossenen transozeanischen Welten ergeben zu können. Die Pyrenäen waren sein Wall, hinter dem er das neue Zentrum seiner Macht und den Hort für die unermeßlichen überseeischen Schätze bauen konnte. Doch nicht alles war nach Wunsch gelaufen — und der Kaiser zog sich, wenn auch mit erheblichem Hofstaat, der ihm keine Beschränkungen der eigenen Lebenshaltung auferlegte, in ein Kloster zurück. Dieses Kloster war die letzte Sicherheit und Heimat geblieben, die jedem spanischen Habsburger im Hintergrund winkte, ja, insgeheim war jeder Ausgriff in die Welt nur ein zeitweises Heraustreten gradueller, aber nicht grundsätzlicher Art aus dem Welt-Kloster, zu dem das abgewandelte burgundische Hofzeremoniell und das Camerata-System jede spanische Residenz machte.

Dies bewies der Sohn Philipp II. mit seinem Escorial, das Werk als Baugedanken ebenso genommen wie dann sein eigenes Verhalten in dieser Burg seiner Macht. Der Escorial war gedacht als Seelenfestung, und er wurde ein Termitenbau, der im Innersten den Herrscher durch die Graduierung der Kammern und Vorsäle vom Leben so abschloß, daß wirklich nur das Bild von der Bienenkönigin in ihrem Staat als Vergleich aus der organischen Welt übrigbleibt.

Das spanische Reich wurde vom Arbeitszimmer des Königs aus mit Akten regiert, also ausschließlich mit Papier. Die Unterschrift „Yo il re" war es, welche die

Wirkungen auslöste bis in die fernste Provinz. Es hat sich genau das Gegenteil zum germanischen Königsgedanken entwickelt, wo das lebendige Wort, geboren und verkündet in der Gemeinschaft der Fürsten auf einem aller Welt sichtbaren Reichstag, das Schicksal des Reiches lenkte und entschied. Zum Arbeitszimmer des Königs im Escorial hatten nur wenige Granden Zutritt, die Arbeit wurde schweigend geleistet.

So wächst dieser Escorial zur Spitze der hierarchischen Pyramide des Spanierreiches. Er wölbte sich über der Grabkammer der spanischen Könige, im Grunde genommen ein Kloster, das auch tatsächlich von einem vollständigen Orden bevölkert wurde, dem nicht nur die Aufgabe zufiel, die zahllosen, leidenschaftlich gesammelten Reliquien zu bewachen und zu verehren. Wenn dieser Escorial einen geheimen geistigen Grundriß hat, so ist es die thomistisch-scholastische Begriffspyramide, wie sie das mittelalterliche Weltbild beherrschte und die hier aus Trotz und Verhärtung in einer Zeit aufgerichtet und ihr entgegengesetzt wurde, als dieses Weltbild bereits seit einem Menschenalter im Norden wie auch in Italien selbst von neuen Ideen bestürmt und gestürzt wurde. Nicht der Vatikan und seine Peterskirche sind der Ausdruck des mittelalterlichen Weltgefühls, sondern sie sind „modern", sind Ausdruck der machiavellistisch-renaissancehaft gesteigerten katholischen Seele. Aber den Rückgriff in das Mittelalter tat Philipp II. in seiner „steingewordenen Summe" des Thomas von Aquin im Escorial. Das Leben in diesem Escorial war im eigentlichen Wortsinn getragen vom Tod, aufgebaut auf der Totenkammer. Im Grunde genommen wird man sich

streiten können, ob es in dem Kloster, wohin sich der Vater zurückgezogen hatte, nicht weltlicher zugegangen sein mag als in der Residenz des Sohnes, in dessen Reich die Sonne nicht unterging.

Einen Schritt weiter ins nächste Jahrhundert und, von uns aus gesehen, ein neues Gegenbild der Macht und ihrer Verkörperung tritt in Erscheinung: der französische König baut sich sein Versailles. Keine Grabkammer als Herz des Baues, kein thomistisches Stufengebäude der Entrückung des Herrschers in eine nur mehr numinos erahnte Spitze, keine Absonderung in die einzig im Abstand der noch dazwischen liegenden Säle und Kammern errechenbare Ferne des Königs — sondern hier in Versailles ist alles angelegt als diesseitiges Fest des Lebens, als Rausch der realen Macht, die in der Person des Königs zusammenströmt und zugleich gipfelt; und alles Tun ist nur darauf angelegt, diesem König in seinem Selbstgenuß zu dienen. Ein Wink von ihm ist ebenso unumschränkter Befehl wie die Unterschrift des Spaniers „Yo il re"; beide sind absolut, sowohl die „apostolische" als auch die „allerchristlichste Majestät". Beide empfinden sich in eine erbbedingte Sonderheit gehoben, die sie aus den übrigen Menschen entrückt um ihres Erbes willen, das ihnen sogar das Recht gibt, dafür ihre Völker in Erbfolge-Kriege zu stürzen.

Dagegen stehen die deutschen Herrscher des Mittelalters als die einzige wesenhafte Ausprägung des germanisch-deutschen Königsgedankens. Sie waren, wenn auch später im Erbgang innerhalb der Geschlechter auf den Thron gelangt, doch immer noch vor ihren Fürsten die „Ersten unter Gleichen". Das Beispiel Heinrichs des

Löwen erweist die Gefahr, daß dieser „Gleiche" sogar an realer Macht den König und Kaiser weit übertreffen kann. Aber immer, besonders deutlich im Ottonen-Geschlecht, wirkten noch die Fürstentage von Forchheim und Fritzlar nach, und Barbarossa war sich stets der antihereditären Designation durch Konrad III. bewußt.

Rein aus der inneren Mächtigkeit mußte der deutsche Herrscher des Mittelalters sein im Grunde genommen abgewandeltes Thing der Fürsten regieren und im Zaume halten. Ja, nach Karls des Großen Versuch, in Aachen eine Zentrale des Reiches zu schaffen, mußte dies, als Aachen zur politisch bedrohten und geistig gefährdeten Westflanke geworden war, aufgegeben werden. Der König und Kaiser hatte nur Pfalzen, ihm gehörte alles und nichts. Sein Amt war rein ins Geistige gehoben, die Verwaltung und Regierung des Landes lag bei den Fürsten und Herzögen. So konnte auch tatsächlicher Boden- und realer Machtverlust den deutschen König nie treffen; aber jeder geistige Verrat, jede Preisgabe der inneren Mächtigkeit mußte den König, ja sogar sein Geschlecht, vom Plan abrufen. Im Bewußtsein des Volkes war das Heil erloschen, das der Träger der Krone und sein Geschlecht bisher ausgestrahlt hatten. Das ist der tiefere Grund für den Untergang der Salier, die am eigenen Aufstand des Sohnes Heinrich V. gegen den Vater Heinrich IV., so notwendig dieser rein realpolitisch gewesen sein mochte, vergangen sind.

Die Heiltümer gaben den Glanz. Diese Insignien waren: eine Lanze, ein Mantel, die Kronen, das Schwert, der Apfel — alles Dinge, die über ihrem reliquiarischen Gehalt, den die Lombardenkrone und die Longinus-

lanze hatten, doch in ihrer viel weiteren Herkunft vom germanischen Kriegertum und dessen Einstellung zur Waffe, zum Symbol seiner Ehre immer noch geschaut wurden. Nicht die Reliquien waren das Ursprüngliche, diese waren nur geschichtliches Beiwerk, viel später geschickt einem alten Herrschaftssymbol eingeflochten.

Der Dom von Speyer, den sich die Salier bauten als Stätte ihrer Ruhe, er war grundsätzlich ein anderes als die Grabkammer des Escorial. Dieser Dom war Ausdruck der Sehnsucht, endlich eine Heimat zu finden nach der verzehrenden Arbeit, die den Herrscher sein Stammland vergessen lassen mußte und ihn nun von Pfalz zu Pfalz, von Fürstentag zu Fürstentag gerufen hatte durch das weite Reich im Dienst an dieser höheren Aufgabe. Rudolf von Habsburgs Heimritt nach Speyer erfährt in dieser Sicht seine tragische Sinndeutung. Jedes Geschlecht hatte seine Grabkirche, von Memleben, Quedlinburg bis zum Dom von Palermo. Doch Otto III. liegt in der Peterskirche zu Rom.

Jeder Fürst hatte das Recht, den König auch bei sich zu haben, nicht nur umgekehrt, daß der König zu jedem Land freien Zutritt besaß. Der „Erste unter Gleichen" — sogar der romantisch unzulängliche Versuch des deutschen Kaiserreiches von 1871 bis 1918 war, was das Zusammenspiel der Fürsten untereinander anging, noch von diesem Gedanken getragen, allerdings abgeschliffen durch die Zeit und nicht organisch verbunden mit anderen Forderungen, sondern hier steckengeblieben in Anschauungen aus der Reformationszeit, wie es etwa der Begriff des Gottesgnadenkönigtums am besten zeigt.

Friedrich der Große schafft sich keinen Escorial, aber

auch kein Versailles. Sein Königtum wird architektonische Gestalt in Sanssouci, jener Eremitage eines Gelehrten und Künstlers. Sanssouci enthält keinen Festsaal, sondern nur ein Speisezimmer für eine Tafel, an der die gesamte Tischrunde sich zu einem Gespräch vereinen kann. Das geistige Herzstück des Baues ist die Bibliothek, in der dieser Philosoph und Künstler die „Histoire de mon temps" schreibt als Rechenschaftsbericht seiner Taten. Welch Unterschied zum Arbeitszimmer des hispanisierten Habsburgers im Escorial! Dieses ist die letzte Kammer in einem lang bemessenen und ausgeklügelt graduierten Kammer-System mit zwei Ausblicken: der eine läßt die Entfernung zum Leben, zum Volk ermessen, von dem der König entrückt ist; der andere Ausblick ist eine tatsächlich in die Wand gebrochene Öffnung, die den Blick freigibt in die Totengruft. Der Preußenkönig dagegen schaut auf seinen Park, in dem er auch mit seinen Windspielen, also in der Brüderlichkeit der Natur, beerdigt sein will. Und bei Friedrichs des Großen Tafelrunde drängt sich die Erinnerung auf an Karls des Großen Tischgesellschaft, in der er im lebendigen und täglichen Wechselgespräch die Mächtigen seines Reiches versammelt, während der Spanier allein am Tisch ißt und die Speisen ihm knieend gereicht werden. Kein Laut darf die Stille unterbrechen, alles geschieht auf Winkzeichen. Die Königin speist in ihren Gemächern ebenfalls allein vor ihrem Gefolge.

Aber die hohenzollerische Ausprägung des Herrschergedankens ist nicht mehr die typische Gestaltwerdung der deutschen politischen Ordnungsidee, die der spanischen der Habsburger oder den Bourbonen entgegengesetzt

werden könnte. Dieser deutsche Typus hat im Mittelalter seine Ausprägung gefunden in den Herrschern, die gegen die anflutenden militärischen oder geistigen Gefahren das Reich bewahrten. Denn, wie Heinrich I. und sein Sohn Otto I., der Große, das Reich retteten gegen die Ungarnstürme, so taten es die Salier und Staufer gegen die geistige Invasion. Damit haben sie Luthers Aufgabe von der Ebene der Macht aus vorweggenommen, jedoch auch die des Meisters Eckhart. Und es will wie eine wechselvolle Verkettung im Spiel der Geschichte erscheinen, daß Luther in Worms seinen Seelenaufstand gegen den hispanisierten Habsburger Karl V. verteidigen muß, der dann selbst im Kloster endet, also in einer geistigen Heimat, aus der im gleichen Jahrhundert ihres schicksalhaften Gegenübertrittes sowohl Luther als auch der eigentliche Träger und Verkünder des Reichsgedankens in dieser Spätzeit, Ulrich von Hutten, ausgebrochen waren.

Doch zu dieser Schicksalsstunde war das Reich nur noch Traum und Sehnsucht, bewahrt in der mythisch verklärten Sage vom Kyffhäuser. Diese Mythe rankte sich ursprünglich um Friedrich II. von Hohenstaufen. Kein Nachfahre wollte es glauben, daß die eben noch erlebte Reichsherrlichkeit versunken sei, und so rettete man sich in den Glauben an eine Auferstehung und Wiederkehr. Erst später ging die Sage auf das ganze Staufergeschlecht über und verschmolz mit dem Gründer dieser Herrschergeneration. Aber keine Sehnsucht oder Hoffnung vermochte ein neues Geschlecht in dieses Amt zu berufen. In Rudolf von Habsburgs tragischer Gestalt wird die Vergeblichkeit aller Restaurationsversuche be-

reits klar. Dynastie und Hausmacht drängen ihn vom Wesentlichen ab; so verfälscht er das reine Bild.

Einzig im Mittelalter haben wir Deutsche eine Reichsidee gelebt und danach ein Reich geformt. Der Absplitterungsprozeß begann 1291, als die Eidgenossen sich auf die Nachricht vom Tod Rudolfs von Habsburg hin lossagten. Die Niederländer vollzogen denselben Schritt 300 Jahre später. Die Entwicklung von Rudolf von Habsburg zu Philipp II. zeigt, wie notwendig der „Aufstand der Niederlande" geworden war. Die in Wien verbliebenen und vom spanischen Zweig abgetrennten Habsburger bewahrten schließlich die Krone — aber welch Unterschied zwischen ihrer Hausmachtpolitik, ihren Erbfolgekriegen oder gar der „pragmatischen Sanktion", mit der man der von einer Frau repräsentierten Dynastie den Thron zu bewahren hoffte, und den Wahlgängen auf den mittelalterlichen Fürstentagen, wo durch alle historisch notwendigen Abwandlungen doch stets noch die Urgestalt einer Gemeinschaft der Freien hindurchleuchtete, die aus ihrer Mitte den Besten als Ersten unter Gleichen in dieses Amt erkoren.

Den Angriff Friedrichs des Großen hatte das Schattenreich unter den Habsburgern noch ausgehalten, und Maria Theresia wuchs an der Gegnerschaft zu Preußen überhaupt zu ihrer geschichtlichen Größe. Allein vor dem Verrat des Sommers 1806, als die Rheinbundfürsten aus der letzten Ordnung ausbrachen und in die Front des Gegners überliefen, zerbrach das Reich. Und auch Napoleon mußte wohl daran scheitern, daß er das eigentliche Anliegen seiner Zeit, den sozialen Aufbruch der Menschen, zurückbog in Ordnungen, die eine solche

Sturmflut nicht mehr zu fassen und zu formen vermochten.

Alle Könige leben noch aus der geistigen Vorstellungswelt des Mittelalters. Als Napoleon seine Dynastie gründete, strebte er dorthin zurück. Noch war die gemeinsame Restauration stark genug, ihn zu schlagen; aber seinen eigenen Untergang hatte er selbst sich vorbereitet, als er sich zum Kaiser gekrönt und damit die Revolution, die ihn hervorgebracht, verraten hatte. Jeder Untergang beginnt im eigenen Herzen. Dies zeigt ein Blick in die Geschichte der deutschen Reichsidee.

Otto der Große

Trotz Karls des Großen Kaiserkrönung am Weihnachtsfest des Jahres 800 und der Tatsache, daß seine Dynastie das ganze 9. Jahrhundert über das allerdings schon von den Söhnen geteilte Reich herrschte, zählen wir das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation" erst vom 2. Februar 962, also von jenem Tage, an dem Otto I., der Große, der Sohn Heinrichs I., des Begründers der Herrschaft der Sachsenkaiser, sich in Rom von Papst Johann XII. zum Kaiser krönen ließ. Den vollen Titel gebrauchte sogar erst Barbarossa, aber bereits Otto der Große hat mit seiner Reichsreform die innere Form so angelegt, daß sie zu dieser Gestalt im Lauf der drei Jahrhunderte sich auswachsen konnte.

Der letzte Karolinger, der die Kaiserkrone trug, war Arnulf von Kärnten gewesen, der Enkel Ludwigs des Deutschen und illegitime Sproß von dessen Sohn Karlmann. 887 an Stelle des legitimen Karl III. zum König erhoben, erkannten die Könige von Frankreich und der beiden Burgund Arnulf als Oberlehensherren an. Der bedrängte Papst Formosus rief Arnulf von Kärnten zu Hilfe, und dieser besann sich auf die

gleiche Lage, aus der Karl der Große als Patrizius von Rom sowohl sein Beschützeramt für die Kirche als auch seinen Anspruch auf die Kaiserwürde abgeleitet hatte. So besiegte Arnulf die Normannen und erstürmte 896 Rom, wo er sich zum Kaiser krönen ließ. Mit dieser Persönlichkeit aber erloschen die Karolinger-Dynastie und auch die Kaiserwürde, die ihr also mit seinem Tod 899 genau ein volles Jahrhundert verbunden gewesen war. Ludwig das Kind war nur mehr ein Abgesang, und Konrad I. war wohl noch Franke, doch nicht mehr so nahe der unmittelbaren Linie verwandt. Hätten diese Karolinger noch Strahlkraft besessen, wäre einer aus den westfränkischen Herrscherhäusern gewählt worden.

So erlosch das Gewohnheitsrecht der einst stärksten Dynastie, und es trat das alte germanische Wahlrecht wieder zutage, wonach die Fürsten von Fall zu Fall aus ihrer Mitte den primus inter pares zum König erkoren.

Konnte man Konrad I. noch als unmittelbaren Träger karolingischen Blutes ansprechen, so war Heinrich I. Sachse. Es erhöht Konrads I. Tat, daß er sich bei dem ihm zustehenden Vorschlagsrecht des Nachfolgers, der „Designation", aus allen verwandtschaftlichen Befangenheiten löste und den Besten zur Wahl empfahl. Heinrich I. schien ihm der geeignete Mann, der nach Können, Einfluß und Herkommen die Jahrhundertaufgabe meistern würde, die seinem Geschlecht nun zugefallen war: die Befreiung des Abendlandes von den Ungarn-Stürmen.

Die alte germanische Gepflogenheit wird sichtbar:

Der König schlägt seinen Nachfolger vor, aber die Fürsten sind bei der Wahl nicht an die Empfehlung gebunden. Die Möglichkeit sowohl zur Erbfolge, und damit verbunden zur Dynastie, als auch die Freiheit zum Geschlechterwechsel sind hier eingegeben.

Die Wahl Heinrichs I. und die Erbfolge seines Sohnes Otto I. erweisen sich im 10. Jahrhundert als folgerichtige Auswirkung jener Kräfte, die sich von der Hereinnahme der deutschen Königswürde von den Franken zu den Sachsen auch eine Rückkehr in die Seelenmitte des germanischen Wesens erhofft hatten. Sie gab einmal die Kraft zum Bestehen der Ungarn-Einfälle, dann jedoch auch, als Gegenbewegung, den großen Aufruf zur Ostkolonisation. Sie rief damit auch die Kirche auf den Plan, besonders als Otto I. als Patrizius von Rom, durch Papst Johann XII. herbeigerufen, die Kaiserkrone annahm und damit in den engsten Machtkreis der Kurie trat. Das erstarkte deutsche Kaiser- und Königtum mußte sich nun am Widerstand des Papsttums erproben.

Fritzlar

Heinrich I. hat sich noch ganz dem Gedanken der Restaurierung und Neueinrichtung der deutschen Königswürde aus germanischem Geist hingegeben, denn so empfand er den Auftrag des Fürstentages von Fritzlar, der ihn 919 an die Macht berufen hatte. Sogar sein Vorgänger Konrad I., aus dem Geschlecht der Franken, hatte, selbst kinderlos, nicht seinen eigenen Bruder Eberhard zum König designiert, sondern aus

der Erkenntnis der Notlage des Reiches heraus den stammfremden Sachsenherzog Heinrich vorgeschlagen. Dies beweist, wie notwendig die geistige Verlagerung der deutschen Reichsidee von den Franken zu den Sachsen, von der Westgrenze zur neuen, zumindest geistigen Mitte mit Richtung nach Osten geworden war.

Und diese Hoffnungen, unter denen der Fürstentag von Fritzlar den neuen König erwählt hatte, sollten sich erfüllen. Die Kirche konnte in Heinrich I. von Anbeginn kein willfähriges Werkzeug sehen, dagegen sprachen seine Stammesart wie auch seine persönlichen Erfahrungen, die der beim Amtsantritt 42jährige mit ihr früher schon selbst gemacht hatte, als die Kirche gegen seine Gemahlin Hateburg kanonische Bedenken erhob und die Trennung dieser sehr glücklichen Ehe erzwang. (Hateburg war von Heinrich dem Kloster entrissen worden; beide, Kirche und König, hatten erhebliches Interesse an Hateburgs reichem Erbe.) Heinrich rächte sich, indem er in zweiter Ehe 909 Mathilde, eine Nachkommin des Sachsenherzogs Widukind, heiratete.

Doch seine Ablehnung der Salbung durch Erzbischof Heriger von Mainz bei seiner Königskrönung hatte tiefere als persönliche Gründe. Er wollte von vorneherein der Kirche in Fragen des Reiches nur jenen Platz zubilligen, der ihr ja auch ihrem Wesen und seiner germanischen Anschauung nach zukam. So und nicht anders hat Heinrich sein Amt aufgefaßt und geführt, gegen Anmaßungen und Sonderrechte, mögen sie nun von klerikaler Seite hervorgebracht wor-

Otto der Große Nach dem Reiterstandbild vor dem Rathaus zu Magdeburg

Krypta des Doms zu Speyer, Grabstätte Heinrichs IV. und anderer deutscher Kaiser · Mitte 11. Jahrhundert

den sein oder von Stammesherzögen, die sich ebenfalls durch ihn in ihren Sonderrechten beschnitten sahen, als sie bemerkten, daß die Entwicklung der partikularistischen Eigenmächtigkeiten durch den neuen König unterbunden und damit die alte fränkische Politik des Ausspielens von Klerus gegen Adel abgebrochen wurde. Die ersten Jahre seiner Regierung galten vornehmlich dem Kampf gegen die Autokratie der Stammesherzöge.

Die Not vom Osten und der Wille, diese Gefahr aus germanischer Urbesinnung zu bestehen, gibt der Regierungszeit Heinrichs I. jene Geschlossenheit der Richtung auf Deutschland, die Otto I. als Grundlage seiner Reichsschöpfung dann übernehmen kann. Für Heinrich war das Ostproblem Kern- und Lebensfrage, für Otto I. wurde es zur Episode auf dem Weg zum Weltkaisertum. Heinrich I. konnte der starke Wegbereiter werden, der Zielweiser. Mit dem Sohn Otto I. kamen alle Vorbereitungen des Vaters zur Bewährungsprobe, gleichzeitig zu ihrer Erfüllung. Neben der sichtbarsten Ernte, dem Sieg auf dem Lechfeld, sind es aber die großen, vom Vater angebahnten Erfüllungen, die jetzt für die gesamte deutsche Entwicklung zum Segen und zum Verderben werden, je nachdem sie die Erben aus germanischem Geist oder in der Abtrift aus dieser Wesensmitte weitergeführt haben.

Das erste Anzeichen war die Designation Ottos I. durch den Vater und die darauf erfolgte Wahl dieses ersten Sohnes aus zweiter Ehe. Schon hier wurde Zwiespalt gesät und genährt von allen, die an einer germanischen Kontinuität und ihrem Wiedererwachen

kein Interesse hatten. Otto war weder Erstgeborener noch Purpurgeborener; aus der Ehe Heinrichs mit Hateburg war bereits ein Sohn Thankmar da, doch dieser galt nach Kirchenrecht nicht als legitim, konnte also nach neueren Anschauungen und den Einwänden der Kirche mit deren eigenen Gründen abgetan werden. Eine weitere, viel wichtigere Frage wurde indessen durch die Tatsache in die Designation getragen, daß Otto und seine Schwestern Gerburg und Hadwig zu einer Zeit geboren wurden, als der Vater noch Herzog war, seine Gemahlin Mathilde ihm aber als Königin dann noch zwei weitere Söhne schenkte, Heinrich und Brun. Nun wurde der byzantinische Begriff des Purpurgeborenen in diese germanische Königsbestimmung hineingetragen, wonach erst der im Purpur Geborene — also der vom Herrscher gezeugte Sohn — wieder Herrscher werden könne. Die deutschen Herzöge, die hofften, den jüngeren Sohn Heinrich sich gefälliger machen zu können als den 24jährigen Otto, der bereits ein sehr deutliches Herrscherprofil erkennen ließ, unterstützten die Königin, als diese ebenfalls ihren Lieblingssohn Heinrich in die Nachfolge bringen wollte. Doch der Vater setzte den Sohn Otto durch, der ihm der Beste erschien, auf den es im germanischen Ordnungsdenken immer ankam.

Führerpersönlichkeit

Bei der Wahl zu Aachen am 7. August 936 erkannten dann die Fürsten, daß Otto eine Führerpersönlichkeit war. Die Parallele zu den Beschreibungen Barba-

rossas springt in die Augen. Aus dem Bewußtsein der vom Vater wieder hergestellten Macht des deutschen Königreiches nahm Otto I. die Mitwirkung der Kirche bei seiner Krönung gelassen an, die der Vater noch abgelehnt hatte. Daß er jedoch das Spiel der Kirche genau durchschaute, zeigt sein Vorgehen gegen Herzog Arnulf von Bayern, der in seinen ewigen Quertreibereien gegen das Reich von der Kirche unterstützt und angetrieben wurde und von dem nun Otto die Abtretung der Kirchenhoheit in seinen Ländern an das Reich verlangte und schließlich auch erzwang.

Der Wahl- und Krönungstag in Aachen war in vielerlei Hinsicht eine Demonstration: Einmal wollte der Sachsenherzog damit zeigen, daß er als deutscher König gewillt sei, die geistige Nachfolge Karls des Großen anzutreten, und dies in vollem Hinblick auf den Westfrankenkönig Ludwig, einen direkten Nachkommen Karls des Großen. Dieser war selbst kurz zuvor in Reims gekrönt worden und hatte seinen Anspruch auf das gesamte Reich Karls des Großen erhoben. Auch in dieser Frage mußte sich der Sachsenherzog gegen die Frankenabkömmlinge erst durchsetzen, und es beweist nur die Tragweite des Fürstentages von Fritzlar, aber auch die Kraft der Persönlichkeiten Heinrichs I. und Ottos I., daß sie auch diese „Mängel" durch ihre Herrschereigenschaften wettmachten. Der germanische Königsgedanke war in allem wieder wach und in ihren Persönlichkeiten gegenständlich geworden.

Dann nahm Otto I. die Mithilfe der Bischöfe bei der Krönung in der Absicht an, sie mit diesem ersten

Dienst ebenso in sein Reich zu zwingen wie die vier Herzöge, die den Dienst beim Fest leisteten: Giselbert von Lothringen als Kämmerer, Eberhard von Franken als Truchseß, Hermann von Schwaben als Mundschenk und Arnulf von Bayern als Marschall. So hatte Otto I. in vollem Bewußtsein der Anknüpfung an die germanische Kontinuität sein Amt angetreten; im gleichen Bewußtsein glaubte er es auch führen zu können.

Doch die ersten fünf Jahre seiner Regierung zeigten ein anderes germanisches Erbübel, sie waren durchzittert von Bruderkämpfen. Als erster erhob sich sein Halbbruder Thankmar mit einem Teil des sächsischen Grenzadels, dazu gesellte sich Eberhard von Franken. Thankmar machte das Erstgeburtsrecht geltend, Eberhard von Franken die direkte Erbfolge von Karl dem Großen. Nachdem dieser Aufstand niedergeschlagen war, machte sein jüngerer Bruder Heinrich das Recht als „Purpurgeborener" geltend, unterstützt von Giselbert von Lothringen. Auch dieser wurde 939 bei Birt geschlagen, und damit waren zwei ungermanische Einwände erledigt: der Gedanke der königlichen Geburtsstunde und die Versuchung, aus dem Herz- und Kernland wieder nach Westen abzutriften.

Reichsreform

Nach diesen Unruhen und ihren Niederschlagungen begann Otto I. seine große umfassende Reichsreform, die nun ebenfalls in allem aus einem Rückgriff auf die germanische Kontinuität erfolgen konnte. An den drei wichtigsten Reichsämtern kann Wille und Ziel

seines Unterfangens abgelesen werden: Herzogsamt, Grafenamt und Bischofsamt.

Das Herzogsamt wird nach der ottonischen Reform nicht ohne weiteres dynastisch ererbt, wie es unter mittelländischem Einfluß und dem Treibenlassen der späteren Karolinger die Herzöge als Recht sich allmählich erworben hatten in den letzten Jahrzehnten. Das Herzogsamt wird wieder Reichsamt, wobei der König den Herzog mit seinem Land und Amt belehnt und ihn so in echt germanischer Besinnung in die mittlerlose Gefolgschaft zwingt.

Neben die Herzöge werden die Grafen als königliche Beamte gesetzt, denen die Aufsicht über das Königsgut übertragen wurde, ebenso über die Markgrafenschaften: sie erhielten die Aufsicht über die reichseigenen Pfalzen, und diese Pfalzgrafen traten als unmittelbare Verweser des Königs an die Seite der Herzöge.

Als drittes Amt baut Otto I. den Klerus in sein Königreich ein. Die Äbte werden Reichsäbte. Die Investitur übt der König selbst aus, seit 938 auch in Bayern.

So steht das Reich geschlossen da: In den Herzogtümern herrschen der mittlerlos verbundene erste Gefolgsmann des Königs, in den Grafschaften die treuesten Beamten, auf den Bischofsstühlen sitzen die Männer seiner Wahl. Die Bischöfe sind innerhalb seiner Reichskirche Reichsbeamte wie die Pfalzgrafen. Ja, im Kampf gegen die Herzöge um die Wiedererlangung ihrer ihnen von Otto I. bestrittenen und genommenen Privilegien und um ihre Rückführung in die

Reichsordnung kann sich nun der junge König auf seine Bischöfe ebenso stützen wie später im Kampf gegen den Papst.

Otto I. gründet fünf neue Bistümer in dem Jahrzehnt 940—950: Brandenburg, Havelberg, Schleswig, Ribe und Aarhus. Dazu tritt noch später das am Morgen der Schlacht auf dem Lechfeld gelobte Bistum Merseburg, das er in kluger Territorialpolitik nicht dem westlich orientierten Erzbistum Mainz unterstellt, sondern dem neu zum Erzbistum erhobenen Magdeburg. So wird die durch die Tatsache, daß die meisten Erzsitze im Westen liegen, immer noch latent bestehende Westorientierung der Kirche innerhalb des Reiches aufgehoben durch das neue geistliche Zentrum Magdeburg. Das Reiterstandbild des ersten Sachsenkaisers in Magdeburg ist ein Symbol dafür.

In die Herzogsfolge greift er ebenso revolutionierend ein, weil er neben die Erbherzöge aus den alten Geschlechtern den Kriegsmann Hermann Billung in diese Würde erhebt, der sich zu dem Amt emporgekämpft und durch Treue in ihm bewiesen hatte.

So scheint das Reich auf germanischer Wiederbesinnung gegründet und gefestigt. Dem Ausgriff nach Osten konnte der Ausgriff nach Süden folgen. Jenseits der Alpen saß der germanische Stamm der Langobarden. 887 aus dem Reichsverband ausgeschieden, war er seither der Spielball der verschiedenen italienischen Parteien. Die Langobardenkrone aber war Voraussetzung für den Erwerb der Kaiserkrone des Abendlandes. Die Heilige Lanze hatte aus den unendlichen Wirren in Italien bereits Rudolf II. von Bur-

gund an König Heinrich gesandt. Als Lanze war sie an sich Sinnbild germanischer Königswürde, in die sich geschickt die Kirche eingeschlichen hatte, indem sie vorgab, sie enthalte Nägel vom Kreuz Christi und hätte schon Kaiser Konstantin zum Sieg geführt; König Heinrich I. nahm diese Lanze aus germanischem Bewußtsein an und erhob sie zur deutschen Königslanze. Mit dieser Geste betonte er auch seinen Eindeutschungswillen an diesem Symbol.

Korruptes Papsttum

Die Verhältnisse in Rom am Papsthof waren damals ebenso unerfreulich und korrupt wie im 15. Jahrhundert, die dann im 16. Jahrhundert Luther zu seinem zunächst auf äußere Mißstände gerichteten Angriff bestimmten. Der Papstthron und die Konsularherrschaft über Rom wurden nach der Willkür der beiden Kupplerinnen Theodora und Marozia von ihren Männern oder von Söhnen aus den Verbindungen mit ihnen besetzt. Doch dies alles lag für Otto I. nur am Rande. Er hatte sein Reich gefestigt und in ihm seine Reichskirche in diese Ordnung eingefügt. Erst die Gefangensetzung der Witwe Lothars, Adelheid, und die Verflechtungen, in die er als Inhaber der Oberhoheit über die Lombardei und Italien durch die immer tumultarischer werdenden Verhältnisse geriet, ließen ihn 951 auf der Fürstenversammlung eine Romfahrt beschließen. Im Herbst zog er in Pavia ein, übernahm aus dem Recht nicht der erblichen, aber der amtlichen Karlsnachfolge und, gestützt auf das Sym-

bol der Lanze, die Herrschaft über die Lombardei. Die kurz zuvor befreite Adelheid wurde Gattin des verwitweten deutschen Königs.

Nun wagte Otto den Griff nach der Kaiserkrone. Aber die Gesandtschaft, die verhandeln sollte, erreichte von Papst Agapet II. nichts als Ausflüchte, und die Frage liegt nahe, ob der Erzbischof von Mainz, Friedrich, auch wohl der rechte Treuhänder seines königlichen Herrn gewesen ist. Die Tatsache, daß Otto I. später gegen Mainz die neuen Ostbistümer im eigens dazu geschaffenen Erzbistum Magdeburg vereinte, scheint den Schluß zuzulassen, daß der König dem westlich und ultramontan orientierten Erzbischof von Mainz nicht mehr traute.

In diese höchsten Anspannungen brachen neue Aufstände. Waren es in der ersten Periode der Kämpfe um das Reich die Brüder Ottos, so sind es jetzt Sohn und Schwiegersohn Ludolf und Herzog Konrad. Zu ihnen tritt, eine neue Ausbruchsmöglichkeit aus der straffen Reichsordnung erhoffend, Herzog Arnulf, der damit die spätere Welfentradition vorausnimmt und den latenten Widerstand gegen das Reich von dieser Seite her schon für jene Zeit beweist. Daß der Salzburger Erzbischof zu dem Verräterkleeblatt hinzutrat, beweist, daß überall, wo gegen das Reich als geschlossener Körper angegangen wird, auch der ultramontan beeinflußte Klerus seine eigenen Zwecken dienende Saat hofft aufgehen zu sehen. So tritt gegen den reichstreuen Bischof und Mitsieger auf dem Lechfeld Ulrich von Augsburg sein Amtsbruder aus Salzburg.

Otto I. wird durch diesen im gefährlichen Augen-

blick geführten Dolchstoß gehindert, seine hohen Pläne schon jetzt zu Ende zu führen, und er bricht sie ab, um nach einem Jahrzehnt die inzwischen gereifte Frucht um so leichter pflücken zu können. Denn als er nun wiederkehrte, umstrahlte ihn der Glanz des Siegers auf dem Lechfeld: „Blut und Eisen" hatten das Reich geschmiedet, das Bewußtsein der Befreiung vor der Ungarngefahr erhob die Herzen aller ehrlichen Abendländer zum deutschen König, und nicht nur die Deutschen erkannten in ihm bereitwillig den Kaiser an.

Die Verhältnisse in Rom und am Papsthof waren so unerquicklich geworden, daß der deutsche König als Patrizius von Rom herbeigerufen werden mußte gegen Berengar. Als der deutsche König nun erschien, sank er weder zum Fußkuß vor dem Papst nieder, noch hielt er ihm den Steigbügel. Bei der Kaiserkrönung am 2. Februar 962 trug er als bewußte Demonstration das Gewand des Patrizius von Rom, des Schutzherrn der Kirche. Es ist bezeichnend, daß Ansfried, der treue Schwertträger des Königs, während der ganzen Zeremonie des ersten Eintritts des deutschen Königs in den päpstlichen Bereich das gezückte Schwert neben dem Herrscher bereithielt, um auch hier noch jeden lauernden Verrat sofort zu tilgen.

Denn Papst Johann XII., im eigenen Lager von der durch die Verhältnisse selbst auf den Plan gerufenen Reformpartei befehdet, hatte beim Hilferuf an den deutschen König nur an eine vorübergehende Hilfe gedacht und sann auf Mittel, den befreienden Helfer sofort wieder loszuwerden. Otto I. jedoch war willens, dies-

mal die Kaiserkrönung zu erzwingen. Der Abt Hatto von Fulda (es war bezeichnenderweise kein Erzbischof mehr, sondern einer der Getreuen des Königs, die er selbst in seinem Amt bestätigt oder als Reichsabt im Zuge seiner Reichsreform eingesetzt hatte) führte die Verhandlungen. Mit dem Sicherheitseid, der Garantie des Kirchenstaates, wie ihn Otto I. als Nachfolger Karls des Großen leistete, gewährte der deutsche König dem Papst als Regent im Kirchenstaat die freie Ausübung seiner Herrschaft. Damit war der Papst auf die gleiche Ebene mit anderen, weltlichen Herrschern gezwungen.

Weltkaiser

In der Stunde der Krönung zum Kaiser aber erhob sich der deutsche König Otto I. zum Weltkaiser — und der Papst mußte nun versuchen, wollte er im Spiel bleiben, diesem Weltkaisertum ein Weltpapsttum entgegenzusetzen. Zu den Zeiten Ottos I., des Großen, und der germanischen Durchdringung seines Reiches scheiterten alle Gegenpläne des Papstes, denn der Weltkirche stand die von Otto I. geschaffene Reichskirche als geschlossener Block entgegen. Damit waren Größe und Bedrohung, Zusammenschluß und Zerreißgefahr des Reiches in einem geschichtlichen Augenblick und auf die wachenden Augen des Herrschers gesammelt.

Hatte Otto I., der Große, anläßlich der Kaiserkrönung nur ganz allgemein die Schutzherrschaft über den Papst erneuert und vom Papst den ebenso unbeträchtlichen Gegeneid erhalten, daß dieser sich nicht

mit Berengar und seinem Anhang gegen den Kaiser verbünden würde, so brach der Papst, kaum daß der Kaiser den Rücken gekehrt hatte, seinen Eid. Otto I. kehrte zurück, ließ den Papst durch eine Synode absetzen und verschärfte die Papstwahlbedingungen dahingehend, daß keiner ohne des Kaisers und seines Sohnes Einverständnis zum Papst gekrönt werden dürfe. Leo VII., der von Rom gewählte und vom Kaiser anerkannte Gegenpapst gegen Johann XII., wurde wieder bedrängt. Johann XII. starb in den Armen einer Ehebrecherin, als die Römer entgegen ihrem dem Kaiser geleisteten Eid ohne seine Zustimmung Benedikt V. zum Papst wählten. Der Kaiser aber setzte erneut Leo VII. durch. Damit war der neue Tumult abgeschlossen, und der Kaiser konnte 965 nach Deutschland, seinem Herz- und Kernland, zurückkehren. Reich und Papsttum ruhten sicher in der Kraft des deutschen Kaisers.

Idee der Reichskirche

Die Vollendung der Reichskirche wurde vollzogen: Das Magdeburger Erzbistum wurde auf der Synode von Ravenna 967 gegründet und erhielt die vier Suffraganbistümer Merseburg, Zeitz, Meißen und Posen zugeteilt. Noch einmal versuchte der Papst eine eigene Politik, indem er das Bistum Posen sich selbst unterstellt haben wollte. Die verhängnisvolle Preisgabe dieses und der tschechischen Bistümer wurde von Otto dem Großen verhindert, jedoch von dem Nachfolger dann zugelassen. Die Folgen trug das kommende Jahrtausend.

Auf der zweiten Synode von Ravenna von 968 wurde alles im Sinne des Kaisers geregelt, Adalbert zum ersten Erzbischof von Magdeburg geweiht, und dieser vollzog dann in Magdeburg die Weihe seiner Suffragane. Die Idee der Reichskirche hatte gesiegt, sie schien auf die Dauer gefestigt — und hielt gerade bis zum Sohn.

So steht Otto I. vor uns, sowohl als die gewaltige Herrscherpersönlichkeit seines Jahrhunderts wie auch seines Geschlechts, die alle vom Vater bereits gesammelte Energie nun verschwendend in sein Reich und seine Rettungstat für Europa einsetzen kann. Der Sohn, Otto II., steht „im Schatten des Titanen", im Enkel jedoch leuchtet, hochgetrieben durch das beigemischte byzantinische Blut seiner Mutter, Theophano, noch einmal alle Vielgestalt und Kraft auf, die ihn zur Freundschaft mit Papst Sylvester befähigt und sie beide den apokalyptischen Augenblick der Jahrtausendwende bestehen läßt. In diesem Ikarus auf dem Thron feiert das Sachsengeschlecht seinen Sonnenuntergang und überläßt Heinrich II., dem Heiligen, den Dämmer vor der Nacht.

Ein anderes Jahrhundert braucht für seine säkulare Aufgabe ein neues Geschlecht, und so treten mit dem zweiten Konrad die Salier in ihr Amt.

Germanische Ordnung

Sie kehrten zum geistigen Urgrund der germanischen Art zurück. In den drei Hauptträgern dieser als eine große Geschlechterpersönlichkeit erschaubaren Gestalt der Salier, von Heinrich III. bis Heinrich V., staut sich der Kampf des germanischen Willens gegen das Papst-

tum und erlangt im Gang nach Canossa seinen atemraubenden dramatischen Höhepunkt. Gerade Heinrich IV. zeigt alle Gefahr und Mächtigkeit, die der germanischen Seele eingelagert sind. Erst muß er das um ihn her — aber auch in ihm selbst und dort von ihm selbst — zerbrochene Reich in der eigenen Seele wieder aufbauen. Nichts war ihm an äußerer Macht geblieben, aber sie wuchs ihm in gleichem Maße zu, wie er seine innere Mächtigkeit in den Nöten dieser äußeren Bedrohung befreite. So konnte er den Widersacher in Canossa bezwingen, aufgestiegen zur Freiheit seines Handelns in der äußeren Verlorenheit seines Schicksals.

Als das Saliergeschlecht sich in seiner unerhörten Aufgabe des Investiturkampfes verbraucht hatte, trat, nach dem Zwischenspiel des Supplinburgers, das Staufergeschlecht auf den Plan. Wieder steht ein Konrad am Eingang. Konrads III. größtes Verdienst wird es bleiben, daß er den widergermanischen Gedanken der Dynastie überwand gegen sein eigenes Blut und den Neffen Friedrich I. gegen seinen eigenen Sohn den Fürsten zur Wahl empfahl. Denn der Neffe war die verheißungsvolle Persönlichkeit, nicht das eigene Blut. So steht am Beginn des größten Herrschergeschlechts des Mittelalters noch einmal der Gedanke der freien Wahl der hervorragenden Persönlichkeit in seltener Reinheit, während der Erbhalter das Recht und die Ansprüche der Dynastie in sich begrub. Nur so konnte die germanische Gestalt der mittelalterlichen deutschen Königs- und Kaiserwürde noch einmal gewagt und in einem neuen Geschlecht verwirklicht werden.

Canossa

Am 22. Februar 1077 trat der junge deutsche König Heinrich IV. aus dem Geschlecht der Salier in der Burg Canossa in Norditalien dem Papst Gregor VII. entgegen und erzwang von ihm die Loslösung vom Kirchenbann. Das unerhörte Ringen zwischen Kirche und Reich im Mittelalter hatte seinen ersten Höhepunkt erklommen.

Der Chronist berichtet über den Winter des Jahres 1076/77, er sei so streng gewesen, daß der Rhein vom St. Martinstag (11. November) bis Anfang April zugefroren war.

Eine fromme Legende ließ den deutschen König drei Tage lang barfuß und nur mit einem Bußgewand bekleidet im Schnee des Vorhofes der Burg Canossa ausharren, bis er das Herz des Papstes und der Burgherrin, der Gräfin Mathilde von Toscana, erweicht hatte.

Wie sah nun dieser zum Symbol gewordene „Gang nach Canossa" in Wirklichkeit aus, auf welchen historischen und politischen Hintergründen erheben sich die beiden tragenden Gestalten im Kampf um die Macht zwischen Reich und Kirche?

Der Gang nach Canossa ist der dramatische Schluß

in einem Akt des Ringens zwischen Kaiser und Papst, der das ganze europäische Mittelalter hindurch tobte. Die Ottonen, die Sachsenkaiser, hatten ihre geschichtliche Aufgabe gelöst mit der nach ihnen benannten Reichsreform. Als Otto I., der Große, auf dem Lechfeld bei Augsburg die Ungarn geschlagen hatte, war ihm aller Glanz des Herrschers, aber auch die Kraft zur Reform seines Reiches zugefallen. Jetzt wurden die von ihm zum Teil bereits vorher begonnenen Maßnahmen durch die Macht seiner Persönlichkeit gestärkt. In diesem von ihm reformierten Reich waren, wie niemals seit dem Untergang der Karolinger, alle fremden Gedanken und Einflüsse zurückgedrängt; das gilt besonders für den dynastischen Gedanken, der bei den Herzögen und Grafen sich immer stärker durchgesetzt hatte. Nun wurde die Erbfolge weitgehend dadurch korrigiert, daß die Belehnung durch den König wieder zum Zentralgedanken für die unteren Herrschaftsverhältnisse erhoben wurde.

Besonders wichtig aber ist die Neuordnung der Verhältnisse auf klerikalem Gebiet. Die Äbte werden Reichsäbte, der König übte die Investitur (Einsetzung der geistlichen Herren) schon lange Zeit selbst aus, seit 938 auch in Bayern. Die Bischöfe waren Reichsbischöfe und hielten zum König, wie es die Wormser Synode und das Konzil von Utrecht noch 125 Jahre später beim Ausbruch der Kämpfe zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. zeigen werden.

So gesichert, ließ Otto I. einen seiner getreuesten Reichsäbte, Hatto von Fulda, die Verhandlungen zur Kaiserkrönung führen. Der Papst verlangte den Si-

Martin Luther im Kreise der Reformatoren. Ganz rechts Melanchthon, daneben Cruciger, Justus Jonas, Erasmus, Buggenhagen.
Ausschnitt aus einem Gemälde von Lukas Cranach d. J., 1558. Nordhausen, Blasienkirche

Prinz Eugen Nach dem Gemälde von Kupetzki

cherheitseid, die Garantie des Kirchenstaates. Otto I. leistete ihn und gewährte dem Papst die freie Ausübung seiner weltlichen Herrschaft im Kirchenstaat. Damit war der Papst aus seiner rein ideellen Machtsphäre herabgestiegen auf die gleiche Ebene mit anderen, weltlichen Herrschern. Otto I. aber, der in diesem Augenblick sich die Kaiserwahl erworben hatte, erhob sich nun vom deutschen König zum Weltkaiser. Damit war er seinerseits in eine rein ideelle, über Länder und Nationen hinausgreifende Sphäre aufgestiegen. Der Papst mußte nun versuchen, diesem Weltkaisertum sein Weltpapsttum über die gesamte Christenheit entgegenzusetzen. Otto I. hingegen hatte als deutscher König seine Kirche in sein deutsches Reich eingebaut. Hier liegen Größe und Gefahr, Zusammenschluß und Zerreißmoment dieses Reiches in einen geschichtlichen Augenblick zusammengedrängt; sie ruhen auf den wachsamen Augen des deutschen Königs. Die Kräfte sind geschichtet, und der Kampf um sie für das gesamte Mittelalter bis zum Staufersturz ist hier vorbereitet.

Die Aufgabe der Salier in diesem Spiel

Die Reichsreform zu schaffen war die Aufgabe der Sachsenkaiser, der Ottonen, gewesen. Sie haben diesen Auftrag erfüllt, und wenn ein Mensch (oder ein Geschlecht, ein Volk) ein gestecktes Ziel erreicht hat, dann ist er, wie Goethe sagt, auf Erden nicht mehr vonnöten. Die nächste Aufgabe, von der Geschichte

damals bereitgehalten, aber hieß: dieses neu errichtete Reich zu bewahren. Dazu war ein neues Geschlecht nötig — die Salier.

Die Kirche, von Otto I. in irdische Bereiche und Interessen zurückgedrängt, hatte sich in der sogenannten kluniazensischen Reform gereinigt. Von dem französischen Kloster Cluny war eine Verinnerlichung des Glaubenslebens ausgegangen. Nun verband sich der Deutsche König Heinrich III. seinerseits mit diesen Reformideen und spielte sie gegen die Macht des Papstes in Rom aus. Er wurde zu einem ähnlichen „Zuchtmeister für die Kirche", die er nun mit ihren eigenen Mitteln angriff, wie 750 Jahre später Joseph II. von Habsburg, der, selbst ein „aufgeklärter Despot", vom Papst (trotz dessen „verkehrten Canossaganges" nach Wien!) als der „katholischste Kaiser" angesprochen wurde und es im Grunde genommen trotz aller Aufklärungsgedanken auch war.

Heinrich III. erkannte glasklar die Lage. Er war ein echter Salier, der sofort die Folgerungen zog. Er griff auf die ottonische Tradition der Reichskirche zurück, versicherte sich der Gefolgstreue aller Fürsten, sowohl der weltlichen wie der geistlichen. Gegen diesen geschlossenen Block war der Papst machtlos, und selbst Archidiakon Hildebrand, der nachmalige Papst Gregor VII., mußte die vom deutschen König noch vorbereiteten „Papstwahlbestimmungen" aus dem Jahre 1059 anerkennen. In diesem Vertragswerk waren die von Otto I. bereits festgelegten Bestimmungen neuerdings wieder aufgenommen, daß die von Kurie und Volk von Rom gewählten Päpste vor ihrer Ausrufung

und Krönung erst noch der ausdrücklichen Zustimmung des deutschen Königs bedurften.

Der „dictatus papae"

Diese erneuerten Papstwahlbestimmungen zeigten die Höhe der Macht der deutschen Könige im Mittelalter, waren aber keine fünfzehn Jahre in Kraft. Der Archidiakon Hildebrand hatte inzwischen bereits einen Tag nach dem Tod Alexanders II. am 21. April 1073 als Gregor VII. den Papstthron bestiegen. Er benutzte seine eigene Wahl zum Herrn der Christenheit, um mit dem „dictatus papae" 1073 das Vorangegangene auszulöschen. Hier, im „dictatus papae" trat das Wort Diktatur zum ersten Mal als politischer Begriff ins deutsche Schicksal und entfachte sofort einen Brand, der die deutsche Seele zu vernichten drohte. Bis auf den heutigen Tag haben wir diesen Begriff nicht eingedeutscht. Er ist uns wesensfremd geblieben, und die Sprache vermochte es nicht, dafür einen eigenen Ausdruck zu schaffen. Diktatur blieb sowohl politisch als auch geistig ein wesensfremder Ordnungsbegriff, wie der sprachliche Ausdruck dafür stets ein Fremdwort bleiben mußte.

In folgenden Punkten verkündete der Papst sein Weltdiktat: Vorrang vor allen anderen Bischöfen — alleiniges Recht, zu bannen und wieder zu lösen — Recht auf die Verteilung der kaiserlichen Insignien — Recht auf Absetzung des Kaisers — Einsetzungs- und Versetzungsrecht der Bischöfe — Gültigkeitserklärung von Synoden und kanonischen Werken (also gei-

stige Zensur) usw. Er verlangte den Fußkuß, unterstellte sich keinem Gericht, nahm aber für sich in Anspruch, selbst letztes Gericht zu sein. Jedes andere Gericht hat zu schweigen und den Fall abzugeben, wenn an den apostolischen Stuhl appelliert wird. Das Unfehlbarkeitsdogma des Papstes in Glaubensdingen wurde auf einer viel breiteren Basis bereits um 800 Jahre vorweggenommen in dem Satz: „Die römische Kirche hat sich nie geirrt und wird nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift niemals in Irrtum fallen."

Der Kampf beginnt

Damit war alles zerschlagen, von Ottos des Großen Reichsreform angefangen bis zu den „Papstwahlbestimmungen" Heinrichs III. Dieser König war viel zu früh gestorben, sein Nachfolger, Heinrich IV., zur Zeit des „dictatus" 23 Jahre alt. Wie würde der blutjunge, als jähes Temperament bekannte König reagieren?

Die erste Antwort ist das Nationalkonzil in Worms, das am 24. 1. 1076 mit 24 deutschen, einem burgundischen und einem italienischen Bischof zusammentritt und einstimmig die päpstlichen Thesen verwirft. Dem Papst wird Amtsanmaßung vorgeworfen und unerlaubter Eingriff in das Reichsgefüge. Diesem Beschluß des deutschen Episkopats fügt Heinrich IV. ein Schreiben als deutscher König bei, worin er den Papst ebenfalls als zu Unrecht auf den Thron gelangt bezeichnet und ihn wegen der Überschreitungen seiner Befugnisse auffordert, vom Stuhl Petri herabzusteigen.

Der Papst antwortet mit dem Bann.

Die deutschen Bischöfe versammeln sich am 27. März 1076 (Ostern) auf der Synode von Utrecht und verkünden den Gegenbann gegen den Papst. Da geht in der Osternacht die Utrechter Peterskirche in Flammen auf, und Bischof Wilhelm von Utrecht, das führende Haupt dieser deutschen Synode, stirbt unmittelbar darauf.

Nun beginnt, im Verlauf von Gregors „dictatus", jener integrierende Faktor jeder Diktatur: die Propaganda. Ein eigenes Offizium, im profanen Bereich sagt man dafür Ministerium, das Amt „propaganda fide", sorgt dafür, daß die geistige Abwehrfront der deutschen Bischöfe und Fürsten erschüttert wird und einbricht. Scharen von klunizensischen Mönchen durchziehen Deutschland. Sie weisen auf den Brand der Utrechter Kathedrale und auf den Tod des Bischofs hin; dies sei ein deutlicher Fingerzeig Gottes.

Innerhalb von Wochen, von Ostern bis zum Spätsommer, bis zum Fürstentag von Tribur, gelingt es dem Papst, den deutschen König, hinter dem zu Beginn sein Reich wie ein Mann gestanden hat, völlig zu isolieren. Heinrich IV. sieht sich in Oppenheim auf dem gegenüberliegenden Ufer des Rheins vereinsamt und aller äußeren Macht beraubt.

Der Papst denkt immer mehr in irdischen Bezügen und berechnet seinen Gegner nach diesen Kategorien. Wie sollte Heinrich IV. aber die Forderungen des Papstes erfüllen, nach denen der deutsche König bis zum März 1077 sich in Italien einfinden und seine Lösung aus dem Bann von ihm, dem Heiligen Vater, selbst

erflehen müsse? Er müsse schutzlos kommen. Zur letzten eigenen Sicherheit läßt der Papst noch alle bekannten Alpenpässe besetzen. Die Natur kommt ihm zu Hilfe, es bricht einer der härtesten Winter herein. Der deutsche König ist in seiner eigenen Natur und der seines Landes gefangen.

Der Papst sagt auf Bitten der deutschen Fürsten sein Erscheinen auf dem zum Frühjahr 1077 nach Augsburg einberufenen Reichstag zu. Dort solle dann die endgültige Absetzung des deutschen Königs verkündet und die Neuordnung der Reichsgeschäfte vorgenommen werden.

Heinrich IV. durchkreuzt die Pläne

Soweit scheint der Plan richtig angelegt. Es kann nichts mehr fehlschlagen. Gott selbst scheint sogar das Zeichen zu geben, als er die Welt in Frost erstarren läßt und Deutschland unter Schnee begräbt.

Aber — der deutsche König hat, als die äußere Macht von ihm in Gestalt der Fürsten und Bischöfe seit dem Fürstentag zu Tribur abfällt, sein Ziel geschaut. Nicht äußere Machtfaktoren und Symbole erhöhen den König in seine Macht, sondern einzig das Herz. Die innere Mächtigkeit erhebt den Menschen in dieses höchste Amt. In die letzte Einsamkeit gestoßen, erfährt Heinrich, daß nur in seiner Seele das Reich wiedergewonnen werden könne.

Die in ihren Bedingungen und Voraussetzungen unerfüllbaren Forderungen des Papstes muß er innerlich überwinden. So wagt er das Unmögliche. Die ge-

wohnten alten Straßen sind versperrt — also wählt er den Weg über den Mont Cenis. Die Überquerung gelingt. Die Frau, der Sohn und wenige Getreue sind bei ihm. In Oberitalien fallen ihm die Lombarden zu, die ihn schon, als er noch in Speyer weilte, gerufen haben. Noch einmal naht sich ihm die Versuchung der äußeren Macht. Man will ihm ein Heer stellen, er soll den Papst in Canossa ausheben. Den König trifft es wie ein Blitz: Canossa, eine Bergfeste in Norditalien! Der Papst ist bereits auf dem Weg nach Deutschland und wartet in der toskanischen Burg nur die Schneeschmelze ab, um die Alpen zu überqueren. So weit ist die Entscheidung schon gediehen. Jetzt muß der König, der den Mont Cenis im tiefsten Winter bezwungen hat, den Papst bezwingen.

Gregor erkennt sofort die Gefahr. Er wehrt sich, dem König, der Einlaß in die Burg begehrt, die Audienz zu gewähren. Diese Möglichkeit, daß Heinrich über die Erfüllung der äußerlichen Bedingungen ihn innerlich überwinden würde, war in seinem Spiel nicht vorgesehen. Der Papst ist den Anfangserfolgen seiner eigenen Propaganda erlegen.

Drei Tage hindurch verlangt Heinrich IV. die Audienz. Drei Tage kämpft der Papst, versucht er das von ihm eigens gesponnene Netz zu durchbrechen. Aber längst hat der König gesiegt. Der Papst ist bereits ins Unrecht gesetzt durch seine Weigerung, den Büßer zu empfangen. Auf die dritte Bitte des Königs, die schon eine Forderung ist, muß der Papst nachgeben, ihn empfangen und den Bann lösen. Heinrich IV. hat sein Ziel erreicht. Die Forderung des

Papstes, aus seiner Hand das Abendmahl zu empfangen, schlägt der König aus und reitet nach Augsburg, wo ihm ein großer Teil der Fürsten zujubelt — unter ihnen viele, die ein halbes Jahr zuvor von ihm abgefallen sind. Jetzt steht ein König vor ihnen, der, nachdem das äußere Reich im Spiel der Politik vertan war, es innerlich einzig aus der Kraft seiner Seele wiedergewonnen hat.

Mochten die anderen Rudolf von Schwaben zum Gegenkönig wählen, mochte er sogar von ihm in Schlachten besiegt werden — Heinrich IV. wuchs zu einer der größten Gestalten der deutschen Geschichte. Nicht, weil er äußere Macht entfaltete und gewann, sondern weil er aus innerer Mächtigkeit den Gang nach Canossa sich selbst befohlen und damit den Sieg errungen hatte.

Reich und Reformation

Wie in der uns bergenden Natur, so gibt es auch in der von uns geschaffenen Kultur große Gezeiten des Wechsels und der Aufeinanderfolge von Wachsen — Reifen — Vergehen, von Kommen und Gehen. Das braucht nicht weiter verwunderlich zu sein, denn der Mensch ist ja in beiden Bereichen beheimatet; er ist sowohl Naturwesen als auch Schöpfer und Träger der Kultur. Es darf uns aber nicht dazu verleiten, im Kurzschluß die biogenetischen Gesetze, denen wir das Individuum Mensch etwa unterworfen sehen, auf seine übergeordneten und größeren Zusammenhänge zu übertragen und damit nur zu vergröbern und zu verallgemeinern. Denn jeder Mensch ist an seine Zeit gebunden und in seinen besonderen Raum hineingeboren, ganz abgesehen von seinem spezifischen Erbgut, das nun hier und jetzt mit seiner Erscheinung zur Entfaltung drängt.

Es war der Trugschluß Oswald Spenglers, daß er in seinem Willen, alles kulturelle Geschehen in die mechanischen Gesetze seiner Kultur-Zyklen-Theorien zu zwingen, nun die am Einzel-Leben und seinen Wachstumsregeln abgelesenen Gesetzmäßigkeiten von

Leben und Tod auch auf das Dasein der Gattungen übertrug und für ihre Bereiche forderte. Aber: Was für den einzelnen Menschen gilt, genügt nicht mehr für die Bestimmung seiner Art. Ein Mensch, ein Baum etwa erfüllt sein Dasein im Raum und durch die Zeit nach seinen ihm eingegebenen Naturgesetzen auf dem Weg zwischen Geburt und Tod. Doch das Volk, der „Wald" lebt über den Tod der individuellen Träger hinaus weiter, auch dann, wenn diese Einzelwesen nach Erfüllung ihrer Funktion, gesammelt etwa zu jeweiligen Jugendreihen, nun gewechselt zum Träger und Neuschöpfer des Lebens und dann vollendet als Bewahrer schon längst vergangen und durch neue Generationen ersetzt sind. Dies war Spenglers Grundfehler — schon bei der Konstruktion seines mit ungeheurem Wissensmaterial anscheinend gesicherten, kühnen Gedankengebäudes, das dann wohl an der Überspannung einstürzte, weil er glaubte, damit Geschichte als determiniert bewiesen zu haben und so in der Lage zu sein, ihren zukünftigen Ablauf vorauszusagen. Die mechanistische Ausprägung und rationalistische Anmaßung ähnlicher Gedanken Calvins innerhalb der Reformation haben so in Spengler ihren säkularisierten Nachfolger gefunden.

Besonders die Theorien, mit denen Oswald Spengler dem Problem der Renaissance eines Volkes begegnet und das Prokrustesbett, auf das er die „faustisch-abendländische Kultur" unserer Zeit dann spannen muß, um sein mechanisches System zu retten, sind bekannt. Sie erinnern an die Zyklen- und Epizyklen-Theorien, mit denen das ptolemäische Weltbild über

die Zeit der frühen Renaissance und gegen die Gewalt, Einfachheit und Klarheit der kopernikanischen Umkehrung seiner Weltschau von den Vertretern aller mittelalterlichen Ansichten verfochten und gerettet werden sollte. Spenglers bis dahin an vielen Völkern zwar bemerkte, aber doch nicht „bewiesene" Kultur-Zyklen-Theorie stützte sich im Grunde genommen auf die Annahme eines erbarmungslos fatalistischen Schicksals, das nun das Wechselspiel der Kulturen jeweils ablaufen läßt. Damit jedoch werden die ewige Regenerationsfähigkeit des Menschen und sein Wille — auch die zeugende Liebe und Kraft! — zu seiner Art von vorneherein ausgeschlossen.

Gerade das Zeitalter der Reformation in Europa zeigt uns die Vielgestalt und den Lebenswillen seiner tragenden und bewegenden Ideen wie den Lebensmut und die Kraft ihrer Träger über den individuellen Tod hinaus. Der Baum stirbt nach Entfaltung und Erfüllung seines Gesetzes, aber den Tod der einzelnen Tanne, Eiche oder Buche überlebt die Gemeinschaft des Waldes. Und ähnlich stirbt der Einzelmensch; allein sein Volk überdauert ihn so lange und so weit, als die Bereitschaft und der Mut zu Leben und Schöpfung in seinen Trägern mächtig ist.

Schwellenzeiten

Es sind die Schwellenlagen zwischen zwei Gezeiten, die alle Möglichkeiten und Willensrichtungen sowohl der vorausgegangenen alten als auch der heraufkommenden neuen Epoche noch und schon zeigen. Der gealterte und erschöpfte Kulturwille eines Volkstei-

les kann durch Krankheit gelähmt und sterbensmüde werden, doch zur gleichen Stunde erwachen in der Nachfolge-Generation, die ja auch schon auf die Lebensbühne getreten ist, Trotz und Kraft zu neuer Schöpfung aus befreitem Lebensmut. Die Söhne werden dann weniger das Erbe der Väter weiterführen, aber aus Lust am Abenteuer ihr eigenes, neues Leben wagen. Die Sorge um den überkommenen gesicherten Besitz wird oft von der Freude am ungewissen Wagnis aufgewogen, und das Bewußtsein, sich in einer Krise entscheiden zu müssen, trennt die Zeitgenossen in Tätige und Feige. Doch nichts ist schlimmer und hemmt die Entscheidung mehr als die träge Masse der Neutralen, die in diesem Ringen abseits stehen, die erst die Entscheidung und den Erfolg abwarten und sich dann lauthals zum Sieger schlagen.

Das geschichtliche Beispiel, das auch in jenen Tagen gegeben wurde, als das Abendland vom Mittelalter zur Aufklärung durchbrach, gewann über den damaligen Zeitraum hinweg überzeitliche Bedeutung dadurch, daß es uns, losgelöst von den Inhalten der heute umstrittenen Fragen und Zeitprobleme, die stets gleichbleibende und für jede bedeutende Tat notwendige starke Haltung der Träger in diesem Ringen zeigt und damit beweist, daß nur wissende Charaktere und Mutige die Welt weiterbringen. Der Zweckdenker kann wohl einen Tageserfolg erringen; auf weite Sicht gesehen aber wird er doch in den Perspektiven der Geschichte anders gewertet und gemessen nach der Reinheit und Freiheit seines Geistes und Gemütes.

Erst Perspektiven aus solcher Höhensicht und gleichzeitig Tiefenschau ermöglichen Einblicke in die Grundfragen und Grundhaltungen der Täter einer Schwellenzeit und bewahren uns davor, vom heutigen Standpunkt des kleinen Augenblickes her Partei zu ergreifen und die damals miteinander ringenden Mächte in schiefen Sichten und da und dort zu uns notgedrungen falschen, weil verkürzten Entwicklungslinien zu erkennen und damit ebensoschief wie falsch darzustellen.

Ein Aufklärer als Erbe der Geisteshaltung, die Humanismus und Renaissance begründet und auch vorgelebt haben, wird Luther niemals frei und vorbehaltlos sehen und darstellen können. In ihm sind geistig-seelisch vererbt noch die Kampfstellungen und Ressentiments, die ihm zu seiner Zeit begegneten, andererseits wirken aber in ihm die Liebe und der Dank seiner Kampfgenossenschaft weiter. Bestenfalls wird er als Spätaufklärer Nietzsches ironisches Wort von Luther „als Kampferspritze für Rom" zitieren. Daß der Reformator die „Freiheit eines Christenmenschen" verkündete und nur mit dieser Befreiungstat die Seelen seiner Anhänger von Rom wegzuführen und die Mittlerschaft der Priester weitgehend auszuschalten vermochte, will er, befangen vom anderen Weg in die Freiheit, den der europäische Geist mit Hilfe seiner Philosophie dann ging, nicht anerkennen. Daß Luther in seinem Ringen um die Freiheit des christlich gebundenen Menschen nun auf den gefährlich diesem innewohnenden Hang und Zwang zur Vermassung stieß und dort die nicht nur politischen

Gefahren einer weltlichen Entseelung in den Bauernunruhen handgreiflich erleben konnte, mußte den Reformator dazu zwingen, sich von deren Aufwieglern abzuwenden. Diese Abkehr wird der lebensferne und gedankenblasse Doktrinär der Aufklärung dem Gottesdiener Luther als Umkehr auf halbem Weg in die Freiheit ankreiden, wenn nicht gar als Verrat an der großen Bewegung überhaupt. Die Reformation erscheint in der Sicht der Aufklärung als lebens- und entwicklungsfeindliche Restauration und als eine Möglichkeit für die Papstkirche, nun durch die von ihr in Gang gesetzte Gegenreformation wieder an jenem Geistesringen teilzunehmen, aus dem sie ausgeschert war und das sie für sich beendet glaubte, seit sie um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Reformkonzilien von Konstanz und Basel mit der Inthronisation von Renaissance-Päpsten abgeschlossen hatte und damit auf ihre Weise das Problem der Kirchenreform als erledigt ansehen konnte.

Doch die deutsche Seele war noch mächtig genug und wurde durch Luther in ihrem unruhigen Verlangen nur bestätigt und gestärkt sowohl zum abermaligen Aufstand gegen Rom wie auch zum Durchstehen der dadurch aufs neue entbrannten geistigen wie politischen Kämpfe und zur Erringung der Siege im Reich der Kultur, die begonnen wurden mit Luthers Schöpfung des evangelischen Kirchenliedes und der deutschen Hochsprache überhaupt. Diese geistige und schöpferische Unruhe führte dann weiter zu Baehrs Frauenkirche in Dresden als der eigengesetzlichen Bauform des Protestantismus und wurde von

den reformierten Tonsetzern von Walther über Heinrich Schütz bis hin zu Händel und Bach vollendet, die ihre Passionsspiele und Oratorien in den rein geistigen Raum der Musik erhoben und dort ihre evangelische Erfüllung erfahren durften.

In der Sicht der platten Aufklärer wird Luther verengt und verkleinert. Und doch hat er, weil in seiner Seele alle Nöte der Zeit brannten und durchlitten wurden, von diesem Kern aus als homo religiosus ihre Grundfragen wieder stellen und angehen müssen. Zwischen jenseitssüchtigem Mittelalter und diesseits zugewandter Aufklärung stehend, Mönch und Humanist, aber zu tief noch verankert im Christentum wie Hutten, der gleich ihm dem Kloster entfloh, mußte er die nicht ausgegorenen Fragen zu Ende denken und das nie völlig von der deutschen Seele anverwandelte Christentum zum ersten- und letztenmal aus deutschem Geist verkünden. Denn wir Deutschen können keine Halbheiten in der Welt stehenlassen, und in den Fragen um geistig-ästhetische Wahrheiten kennen wir keine Kompromisse. Luther stand in beiden Welten, sowohl tief im vergehenden Christentum wie auch offen dem heraufkommenden Humanismus und der ihm seelenverwandten Renaissance zugewandt. Doch sein tiefster Seelengrund, in den er bei den Stürmen seiner Nöte stets und sicher Anker werfen konnte, waren die Bibel und dort der im Evangelium geoffenbarte dreieinige Christengott. Und wir dürfen daraus folgern: Weil Luther alle Grundfragen seiner Tage radikal anging, konnte er auch in beiden Welten als Befreier wirken.

Werfen wir einige Schlaglichter auf die umgebende Welt, die den Reformator zu seinem Auftreten provozierte. Und auch die Methode seines Vorgehens will auf diesem Hintergrund begriffen sein. Denn der spektakuläre Thesenanschlag am 31. Oktober 1517, besonders wie er romantisierend heute in populärwissenschaftlichen Darstellungen als Beginn der Reformation dargestellt wird, vollzog sich unter ganz anderen Voraussetzungen und mit weniger lauten Begleitumständen, als dies heute von jeder Kanzel oder in anderen „Bildungs"-Institutionen verkündet wird.

Die Schloßkirche zu Wittenberg war gleichzeitig die Universitätskirche, und ihre Türen dienten auch als „Schwarzes Brett" für die Ankündigungen der Vorgänge innerhalb der „universitas docentium et discentium". Und vor dieser „Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden" wollte, beunruhigt von dem lauten Lärm, den Tetzel mit seinem Ablaßhandel seit einiger Zeit in die Kirche trug, der vierunddreißigjährige Nachfolger auf dem Lehrstuhl seines Augustiner-Oberen Staupitz, der Doktor der Gottesgelahrtheit Martin Luther, in sachlich-akademischer Diskussion die Kollegen und Kommilitonen an der eben erst (1502) gegründeten Universität zur Disputation einladen. Er stellte die Frage, ob die im Ablaßhandel offen zutage getretenen und ihm seit seiner Romreise schon aufgefallenen Veräußerlichungen des Glaubenslebens mit Wesen und Auftrag des Christentums noch vereinbar seien. Das sind Kerngedanken seiner

95 Thesen, die er in akademischer Weise diskutieren wollte. Diese Disputation wurde von allen Gesprächspartnern als eine „innerkirchliche Angelegenheit" betrachtet. Auch das Verhör und die Vermahnung Luthers durch Kardinal Cajetan 1518 in Augsburg wie die Disputation mit Dr. Eck in Leipzig (27. Juni bis 16. Juli 1519) dienten noch der Absicht, den Mahner zum Abstellen von Ärgernissen innerhalb der Kirche im Disput zu widerlegen und dadurch auch zum Schweigen zu bringen.

Doch in der Nachbarstadt Jüterbog hatte man Tetzel einen Ablaßkasten bereits gestohlen — er lag bis 1945 in der Sakristei der dortigen Nikolai-Kirche, die 1520 herausgegebenen Flugschriften Luthers „An den christlichen Adel deutscher Nation, von des christlichen Standes Besserung", „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche", „Von der Freiheit eines Christenmenschen", besonders dann aber die Tatsache, daß der Reformator am 10. Dezember 1520 die Bulle des Papstes, die den Bann androhte für den Fall, daß Luther seine bisher verkündeten Grundsätze nicht widerriefe, öffentlich vor dem Elstertor verbrannte, verschärften die Lage und trieben die Fragen einer nicht mehr „diskutablen" Entscheidung zu.

Dieser letzte Versuch, das aus der Herde abgeirrte, jedoch immer noch nicht aufgegebene Schaf heimzuholen, wurde auf dem Reichstag zu Worms am 17. und 18. April 1521 von Kaiser Karl V. unternommen. Als Luther den Widerruf ablehnte, wurde Ende Mai die Reichsacht über ihn verhängt. Auch seinem

Schlußwort wurde pathetisch der Protestruf hinzugefügt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!" Die letzten Sätze, mit denen er sich auch vor dem Reichstag von der Kirche endgültig abwandte, lauten aber klar und glaubensgewiß in Gogartens Übersetzung in die Sprache unserer Tage: „Wenn ich nicht überwunden werde durch Zeugnisse der Schrift oder durch klare Vernunft — denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, weil am Tage ist, daß sie sich geirret und widersprochen haben —, so bleibe ich überwunden durch die von mir genannten Zeugnisse der Schrift und mein Gewissen gefangen in Gottes Wort. Widerrufen kann und will ich nichts, denn es ist nicht sicher und gut, gegen das Gewissen zu handeln. Gott helfe mir. Amen."

Damit war der Bruch sowohl mit dem Papst als auch mit dem deutschen Kaiser vollzogen. Jetzt erst stand Luther einsam und schutzlos außerhalb der Kirche und des Reiches.

Ein Glück für Luther, daß die bisher festen Ordnungsgefüge seiner beiden Gegner in den Stürmen der Anpassung an ein neues, grundsätzlich anderes Weltbild wankten und er in den Zusammenbrüchen doch den letzten Halt und die Rettung dort suchen und auch finden konnte, wohin seine Reformation von vorneherein gezielt hatte: in der seinem Gott selbstverantwortlich und mittlerlos gegenüberstehenden Seele des einzelnen Menschen. Von dort kam dem Geächteten Schutz und Hilfe, als sich sein Kurfürst Friedrich der Weise immer mehr auf seine Pflichten

als Patronatsherr für einen in seiner Gewissensfreiheit bedrohten Untertan besann und sich als Mitregent im Deutschen Reich auch seiner Verantwortung für dieses Ordnungsgefüge bewußt wurde. Luthers Befreiung der Gewissen wirkte sich stärkend auf das Sendungsbewußtsein des Landesherrn aus. Er übernahm gegen Papst und Kaiser den Schutz seines Untertanen. Von ihm behütet und bewahrt, konnte Luther in den Monaten seines Exils auf der Wartburg den Deutschen seine die Parteien, Stände und Konfessionen vereinende Tat, die Übersetzung des Neuen Testamentes, leisten. In der engsten körperlichen Bedrängnis und Einsamkeit wurde so die weiteste und allgemein befreiende Schöpfung des Geistes und der Seele geboren.

Die für Luther allein in der Bibel niedergelegte christliche Heilswahrheit wurde nun auf unendlich viele Einzelgewissen verteilt und ihrer Verantwortung übergeben. Mit diesem Erlebnis der Unendlichkeit und der Aufgabe, sie in seinem Bereich zu verwirklichen, reiht sich Luther in den „allgemeinen Geist der Zeit" und seine Forderungen ein. Denn darum ging es doch den Menschen beim Überschreiten der Schwelle vom Mittelalter zur sogenannten Neuzeit im 15./16. Jahrhundert in Europa: Die zweidimensionale flächige und endlich begrenzte Weltansicht des Mittelalters mußte sich zur neuen um die dritte Dimension bereicherte Schau des Weltenraumes und seiner Gegenstände in ihm vom Mikrokosmos zum Makrokosmos unendlich ausweiten und verlebendigen.

Der um das Mittelmeer gelagerte Weltkreis war durch die ozeanischen Entdeckungen gesprengt, die endlich begrenzte Erdscheibe zur im unendlichen Raum kreisenden Kugel geworden. Die Anschauung von der Geozentrik wurde durch die Heliozentrik abgelöst; die Sterne standen nicht mehr flächig nebeneinander auf dem Himmelszelt, sondern fanden räumlich gestaffelt neue Ordnungen.

Im durch die Malerei auf die Fläche reproduzierten und abstrahierten Tafelbild des Raumes herrschen nun die Gesetze der Perspektive seit ihren Anfängen in der niederländischen und italienischen Renaissance-Malerei bis zur ersten Vollendung durch Dürer. In der Musik begründet Dufay ebenfalls in den Niederlanden den polyphonen Stil, den dann der Hennegauer Orlandos Lassus in München zur ersten Blüte führt.

Die endlich, nur durch die Kraft des Armes und deren Multiplizierung mittels des Hebelarmes wirkenden Waffen des Mittelalters werden durch die Erfindung des Schießpulvers wesentlich gesteigert, und die Möglichkeiten des Buchdrucks werden mit Gutenbergs Erfindung der auswechselbaren Buchstaben ebenfalls unendlich vervielfacht gegenüber der mechanischen Wiederholbarkeit mit der Hand.

Bei diesem Schritt in die neu erkannten Unendlichkeiten fällt Luther die Aufgabe zu, die unendlich variierte Seele des Menschen seinem christlichen Gott gegenüber vor der drohenden Vermassung zu behaupten und in der Persönlichkeit erst voll zu sich zu be-

freien. Er sieht sich und sein Werk, die immer auf eine Rettung und Bewahrung der christlichen Bau-Elemente seiner Persönlichkeit zielen, bald im Gedränge mit den beiden anderen Reformatoren, mit Zwingli in Zürich und Calvin in Genf. Das Marburger Religionsgespräch zeigt die Wittenberger als politische Analphabeten und Träumer, die wegen der Wortklauberei um das Wörtlein „estin" bei der Einsetzungsformel des Abendmahles den weltpolitischen Augenblick und die Gelegenheit zu einer Einheitsfront gegen den aus Italien zurückkehrenden Kaiser versäumen. Auf der anderen Seite muß Luther die germanische Freiheit auch seines letzten christlichen Bruders und daraus geboren seinen Lebenswillen, aber auch die Eigenverantwortung für seine Taten vor Calvin in Genf verteidigen und retten, der als romanischer Rationalist die Seele und ihr Erdendasein schon von vorneherein der göttlichen Vorausbestimmung entweder zu Seligkeit oder Verdammnis unterwirft und sie so im Grunde genommen jeder eigenen Schuld und Verantwortung enthebt. So hat Luther im Kampf der Reformatoren die Freiheit des Menschen bewahrt, darüber hinaus jedoch durch die Gründung des deutschen Pfarrhauses auch die Rückführung des Priesters in das allgemeine und allseitige natürliche Lebensgefüge und Schicksal des Volkes bewirkt.

Wir begannen mit Oswald Spenglers Regelzwang, den er in jedem Kulturablauf erkennt und nun glaubt, ihn seiner Mechanik unterwerfen zu müssen. Am Anfang war Calvins prädestinierter Determinismus erschienen. Ob sein Gott sosehr verschieden ist

vom Kulturmechanismus Spenglers, der auch von keiner Seelenregung ergriffen werden kann, wird schlecht zu entscheiden sein. Eines indessen bleibt gewiß: Der skizzenhafte Rückblick auf die Nöte und Kämpfe, die Luther zur Rettung seiner rein aus dem Evangelium abgelesenen Gottesvorstellung führten, bewies die größere Nähe der Menschen zu Gott, zum christlichen Schöpfer und seine tieferen Leiden und Freuden mit seinen Geschöpfen. Sympathie heißt Mitleiden. In diesem eigentlichen und hohen Wortsinn sind uns Luther und sein Ringen um die Rechtfertigung der Menschen vor Gott allein aus dem Glauben, abgesehen von allen Inhalten, die uns durch die Zeiten trennen und entfremden mögen, jedenfalls formal doch sehr nahe und also sympathisch.

Prinz Eugen, der edle Ritter

Im Jahre 1683 bewirbt sich in Versailles ein junger Adliger beim Sonnenkönig um ein Offizierspatent. Der Bewerber ist der fünfte und letzte Sohn des verstorbenen Prinzen Moritz von Savoyen-Carignani; die Mutter ist die Nichte des Kardinals Mazarin und frühere, jetzt vergessene Jugendfreundin des Königs. Der unscheinbare, verwachsene, kaum zwanzigjährige Prinz wird von Ludwig XIV. unfreundlich abgewiesen. Sein Stolz ist verletzt; über Brüssel, Frankfurt, Regensburg geht er nach Passau, wohin Kaiser Leopold von Habsburg vor den Türken ausgewichen ist, um von hier aus den Gegenschlag gegen die Invasoren vorzubereiten.

Hat der Sonnenkönig dem Prinzen Eugen von Savoyen auch das Patent verweigert — verlieren will er ihn doch nicht. Als er erfährt, daß mit ihm fünf junge Adelige „emigrierten", läßt er die Grenzen sperren und schickt Unterhändler nach. Es gelingt, den Prinzen Conti zurückzuholen. Vielleicht berichtete dieser von der Suggestivkraft, die der Jüngste aus dem Komplott bereits damals auf seine Umgebung ausstrahlte. Dann mag er auch von den Widerständen

erfahren haben, denen zum Trotz der Savoyer sein Lebensziel, Soldat zu werden, durchgesetzt hatte. Als jüngster, schwächlicher Sohn war er zum Geistlichen bestimmt gewesen. Die Großmutter Bourbon, die nach der Flucht der Mutter das Vermögen verwaltete, sperrte ihm die Unterhaltsgelder, als sie von der Leidenschaft des Enkels hörte. Aber der „Kleine Abbé", wie ihn seine Umgebung spöttisch nannte, hatte bereits das heimlich betriebene Studium der Festungsbaulehre mit „Mathematik" getarnt; für ihn gab es nur ein Ziel: Soldat zu werden.

Ein Vierteljahr nach seiner Flucht erlebt Prinz Eugen in der Schlacht am Kahlenberg sowie beim Entsatz von Wien und der Eroberung von Ofen eine weltentscheidende Stunde jener Zeit. Es ist, als habe das Schicksal das aufbrechende Genie an diesen Augenblick herangeführt, um ihm beim ersten Betreten eines Schlachtfeldes gleich das gesamte Schicksalspanorama zu enthüllen und zu prüfen, ob Blick und Herz dem Schauder vor den Abgründen gewachsen seien. Der Prinz erlebt in dieser Schlacht gleichzeitig die meisterhafte Strategie des Herzogs Karl von Lothringen. Der Gegner ist zehnfach überlegen. Die eigene Streitmacht, verschiedenster Herkunft, muß mühsam taktisch zusammenmanövriert werden. Dann wird sie auf die strategisch wichtigste und günstigste Stelle geführt und im entscheidenden Moment über das Kahlengebirge gegen den Feind geworfen. Durch die geniale Zusammenfassung von Ort und Zeit überwand der Geist die Masse. So erlebte der junge Prinz bei seinem ersten Gang auf ein Schlachtfeld jene Strategie, die

er dann selbst in höchster Vollendung 14 Jahre später zum Sieg bei Zenta führen konnte.

Ein gutes Vierteljahr nach seiner Flucht aus Paris, das Ludwig in seiner Selbsttäuschung noch als Mittelpunkt der Welt ansah, stand der junge Prinz an der Steppe Ungarns — an der Stätte, wo die tatsächlichen Entscheidungen um Europa fielen. Diese Erlebnisse und Erfahrungen häuft das Schicksal nur auf ein Genie, um es daran zu erproben. Als äußeres Zeichen der Bewährung in diesem Augenblick erhält Prinz Eugen das Oberstenpatent über die Kufstein-Dragoner.

Damit ist Paris auch innerlich überwunden. Aber die dritte Großmacht, Spanien, will auch noch erlebt und aus den eigenen Plänen getilgt sein. Die Mutter ist an den spanischen Hof geflüchtet. Dort besucht der Sohn die Vereinsamte, Verbitterte. Er kann ihren Bitten zu bleiben nicht nachgeben: Sein Instinkt für Größe und Macht läßt ihn den Modergeruch des zerfallenden spanischen Weltreiches wittern; er spürt geradezu den spanischen Erbfolgekrieg bereits voraus. Sein Ziel steht für ihn unabdingbar fest: Dienst am Deutschen Reich, das sich für ihn in der Gestalt des Kaisers manifestiert.

Bereits bei der Belagerung von Ofen durch einen Türkenpfeil verwundet, trifft ihn 1688 ein Musketenschuß ins Knie. Künftig wird der ohnehin verwachsene, bis auf die strahlenden Augen und die hohe Stirn keineswegs mit körperlichen Vorzügen ausgestattete Feldherr auch noch hinken.

Im Lazarett erlebt er die Invasion Ludwigs XIV.

in die deutsche Westflanke, die mit der Brandschatzung der Pfalz, der Einäscherung des Heidelberger Schlosses und der Schändung der Gräber in Speyer und im Mainzer Dom ihren sittlichen Tiefstand findet. Mit 26 Jahren steht er selbst als General im Kampf gegen die Franzosen bei Mainz, mit 30 Jahren ist er Feldmarschall. Auch hier fällt wieder eine symbolische Entscheidung: Sein Vorgesetzter, August der Starke, erhält das Angebot der Krone von Polen — und er entscheidet sich für die Königswürde. Für den Prinzen Eugen bedeutet Augusts Griff nach der Krone dagegen die Übergabe des Marschallstabes, und damit die Freigabe des Weges zum Ruhm. August der Starke lebt in der Erinnerung als Vater von ungezählten Söhnen sowie als Erbauer des Dresdener Zwingers, Eugen v. Savoyen aber ging in die Geschichte ein als der Wahrer Europas vor der Türkengefahr, darüber hinaus als das feldherrliche Genie zwischen Wallenstein, Friedrich dem Großen und Napoleon.

Was ist jenes immer wieder bewunderte, nie mit Worten zu erklärende oder in Regeln ableitbare Charisma des soldatischen Führers? Nicht August der Starke besaß es, jene kraftstrotzende Erscheinung, doch der „kleine Kapuziner", wie ihn seine Soldaten anfangs etwas merkwürdig berührt ansprachen, strahlte diese undefinierbare, aber für jeden Feldherrn unerläßliche Eigenschaft auf seine Truppen aus. Vielleicht ist es die Einheit von Geist und Charakter, die ihn bestimmte, den kühnen strategischen Plan, der in der Einsamkeit des Geistes geboren sein will, dann durch den Mut des Herzens zu beweisen, indes er im

Einsatz des Lebens in die Tat umgesetzt wird. Das macht erst den Herrn aus, noch nicht den „Vater" der Soldaten.

Geist und Mut hat der Prinz bewiesen; die Soldaten folgten ihm, weil er das Signum des Siegers an der Stirn trägt. Jetzt erfahren sie auch von seinen Bestrebungen, das Elend der Soldaten zu verbessern. Als ihr Dank wächst ihm zur Verehrung nun auch ihre Liebe.

Wider diesen Feldherrn und sein von ihm solcherart gefügtes Heer rückt der Sultan aufs neue gegen Europa. Jetzt ist Eugens Stunde gekommen. Er massiert alle verfügbaren Truppen. Durch ständige Verschiebungen läßt er den Feind einerseits kein klares Bild des Gegners erlangen, andererseits manövriert er den Feind auf diese Weise an den Ort, wo er ihn haben will. Dort werden in einem Augenblick alle Truppen zusammengefaßt. Unter genauester Berechnung von Raum und Zeit fällt die Entscheidung. Das ist das Erbe vom Kahlenberg — das ist Eugens großartige Ausweitung dieses Erbes zur Schlacht von Zenta am 11. September 1697. Prinz Eugen ist noch nicht 34 Jahre alt, als er in der entscheidenden Schlacht Europa von den Türken endgültig befreit.

Diese Schlacht bestimmt auch das Gesicht Europas. Das Reich, von der Ostgefahr befreit, bildet nun keinen billigen Angriffspunkt mehr für Réunionspläne Ludwigs XIV. Der Frieden von Rijswijk bestätigt die französische Ostgrenze gegen das Reich. Prinz Eugen hat mit seinem Sieg bei Zenta den Mann geschlagen, der ihm 14 Jahre zuvor hochmütig ein bescheidenes

Oberstenpatent glaubte verweigern zu dürfen. Seit Zenta hat die abendländische Welt wieder eine Zentralfigur — und es ist kein selbstherrlicher König, sondern ein selbstloser Soldat und Feldherr. Mitteleuropa ist darüber hinaus gerüstet für den Streit, der mit dem Zerfall der spanischen Macht einsetzt, für den „spanischen Erbfolgekrieg".

Das politische Thema der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist dieser Streit um das zerfallene Spanien. Die Franzosen rücken in Oberitalien ein, um dem Reichsheer unter dem Prinzen Eugen den Zugang zu den Erbprovinzen zu sperren. Der französische Feldherr Catinat hat die Wege bei Chiusa verlegt. Da wagt Prinz Eugen den Übergang über die Alpen — ein militärisches Unterfangen, dem seit Hannibal jeder Stratege ausgewichen war. Prinz Eugen gelingt die Traverse gleichzeitig über drei Dolomitenpässe — und kein Verräter findet sich, der dem Feind das waghalsige Unternehmen angezeigt hätte. Angespornt durch das Gelingen, wagt Eugen den Handstreich auf Cremona, wo er den feindlichen Befehlshaber Villeroi gefangennimmt. Der Nachfolger, Vendôme, weiß, daß er rein militärisch den Feldzug nicht gewinnen kann. Er gewinnt den Bayernherzog Max Emanuel zum Verrat. Auch nach Eugen werden Fühler ausgestreckt. Aber, der kaiserliche Feldherr bleibt treu und entscheidet so im eigenen Herzen den Erbfolgekrieg. England, das in der Gestalt des Herzogs von Marlborough auf dem Kontinent erscheint, verbündet sich mit den Kaiserlichen. Das schönste Ergebnis ist die Freundschaft der beiden Feldherren, die im Sieg bei

Höchstätt ihre große Frucht trägt. Das französisch-bayerische Heer wird entscheidend geschlagen (13. 8. 1704). In den beiden folgenden Jahren erobert Eugen seinem Kaiser die Apenninenhalbinsel zurück durch die Siege bei Cassano und Turin. Dabei hat ihn der „alte Dessauer" unterstützt — und es will den Betrachter wehmütig stimmen, wenn man an den Auseinandertritt von Preußen und Österreichern ein halbes Jahrhundert später denkt.

Prinz Eugen erhält die höchste Würde — er wird Reichsgeneralfeldmarschall. Er will seine Siege politisch vollenden. Der Angriff gegen Frankreich wird beschlossen. Der französische König, der immer davon gelebt hat, daß in Mitteleuropa Uneinigkeit und östliche Bedrohung die Kraft gemindert haben, ist angesichts der geschlossenen Front zu Verhandlungen bereit. Gegen Eugens Willen werden überspannte Forderungen erhoben. In England kommt es zum Sturz der Whigs — man hat einen Vorwand, sich aus Europa zurückzuziehen. Der Franzose kann sich in den Rastätter Frieden retten.

Der Feldherr soll noch eine großartige Apotheose erfahren; im neuen Türkenkrieg 1716—1718 erficht er in gleichsam strategischer Wiederholung von Zenta den Sieg von Peterwardein. Was ihm aber im Volk den mythischen Ruhm einträgt, ist die kühne Pioniertat des Brückenschlags bei Belgrad. Jetzt singt ein bayerischer Soldat das Lied vom „edlen Ritter". Wie ein wehmütiger Nachklang erscheinen die späten Feldzüge 1733 — 1735, wo im rheinischen Heerlager der preußische Kronprinz erscheint. Ob der sagenumwit-

terte Held im 21jährigen Thronfolger das soldatische Genie erkennt, das ihn ablösen soll? Es ist beides nicht überliefert: weder eine bewußte Begegnung der Genien, noch ein tragisches Mißverstehen, wie es der junge Savoyer im gleichen Alter vom Sonnenkönig erfahren hat.

Doch dieser letzte Feldzug an den Rhein ist für Eugen eine episodenhafte Unterbrechung seiner langen Friedenszeit gewesen, eines Lebens in Kunst und Wissenschaften, das er sich und seinem Reich erkämpft hat. Joh. Lukas von Hildebrandt hat ihm mit seinen Bauten in Belvedere den königlichen Rahmen gegeben, wo er seine Bildergalerie gesammelt hat, die in ihrer Weite des Geschmacks die seelische Größe dieses Feldherrn und Staatsmannes noch einmal beleuchtet. Hier hingen Raffael und Tizian ebenso wie Rubens, Rembrandt und Breughel. Mit dem größten Philosophen seiner Zeit, Leibniz, stand er in lebhaftem Gedankenaustausch, ja, dieser umfassendste Geist des ausgehenden Barock und gleichzeitig Begründer der Aufklärung schenkte ihm die Handschrift seiner „Monadenlehre". Ein anderer Freund im Reich des Geistes, der Kardinal Albani, war der Gönner Händels und wurde später der Mäzen Winckelmanns. Die einzige Frau, die in seinem Leben etwas bedeutete, war die Gräfin Batthiany, der er noch am Tag vor seinem Tod seinen täglichen Besuch zur Jause machte.

Wir sagten, es sei nicht überliefert, ob sich Prinz Eugen und Friedrich der Große bewußt gekannt haben. Sicherlich aber lächelte die Ruhmesgöttin, als

sie sah, wie der geniale Funke vom Sieger von Zenta auf den späteren Sieger von Hohenfriedberg und Leuthen übersprang — und die Musen hielten dem Preußenkönig viel später noch das Bild des längst verstorbenen Savoyers vor, als Friedrich, über seine Pläne zum eigenen Schloßbau gebeugt, immer wieder auf Belvedere als Vorbild zurückgriff. So erscheint uns heute „Sanssouci" als letzter und geheimster Dank des Preußenkönigs an seinen Vorgänger als Feldherrn und Staatsmann, ja als überragende europäische Gestalt.

Kaiserin Maria Theresia Nach dem Gemälde von Martin von Meytens

Friedrich der Große

Nach dem Gemälde
von Anton Graff

Maria Theresia, Kaiserin und Mutter

Es ist eine erregende Wechselwirkung zwischen einer Epoche und ihren sie tragenden — und ertragenden — Menschen. Je größer die Zeiten, desto größer auch ihre Zeitgenossen. Je höher die Gestalten dann im geistigen und politischen Strukturgefüge ihrer Völker stehen, desto schwerer belastet sie die auferlegte Verantwortung, ihre Länder durch die Not- und Glückszeiten zu führen. Es ist kein blinder Zufall, sondern vielmehr eine naturnotwendige Voraussetzung dafür, daß die deutsche Kultur im 18. Jahrhundert zur kulturellen Blütezeit, aufgeteilt auf die dichterische Klassik in Weimar und ihre Entsprechung im Reich der Musik in Wien, erst in dem Augenblick sich entfalten konnte, als im gleichen Jahr 1740 in Wien und Potsdam zwei noch nicht dreißigjährige Menschen die von ihren Vätern bereiteten Throne bestiegen, von deren Höhe herab sie dann im politischen Ringen gegeneinander die naturgegebenen Polaritäten ihrer Staaten in 40 schicksalsschweren Jahren zu ihren jeweiligen Erfüllungen steigerten: In Wien war es eine Frau, die am 13. März 1717 geborene Maria Theresia aus dem Hause Habsburg, in Potsdam

der um 5 Jahre ältere Hohenzollern-Erbe Friedrich.

Der junge Hohenzoller als Enkel des ersten Preußenkönigs zeigt sich bei der Thronbesteigung sofort entschlossen, seinen Staat zur Großmacht zu erheben, auf Kosten Habsburgs, will aber gleichzeitig die kulturellen Verpflichtungen seiner Großmutter Sophie Charlotte, der Geistes-Freundin Leibnizens, wieder weiter pflegen, nachdem sich der Vater von dieser Tradition und Aufgabe eines Regenten abgewandt hatte.

So stehen sich die Gegensätze von Anfang an gegenüber im jungen König, der kinderlos sterben wird, nachdem er wie ein Hagestolz gelebt hat, und der Königin, die 5 Jahre darauf zur Kaiserin aufsteigt und sechs Jahre vor ihrem Rivalen stirbt nach einem auch als Frau erfüllten Leben, in dem sie ihrem Gatten 16 Kinder geboren hat.

Wiener Klassik

In der Jugendzeit der späteren Kaiserin Maria Theresia schmücken Fischer von Erlach, Lukas von Hildebrandt und Prandtauer die österreichischen Reichslande und ihre Hauptstadt Wien mit ihren Bauten: Kloster Melk und Schloß Belvedere; St. Florian bei Linz und die Karlskirche in Wien wachsen als steinerne Zeugen dieser stolzen Zeit, die sich jetzt und hier im späten österreichischen Barock erfüllt.

Im Jahr ihrer Vermählung — als 19jährige Thronerbin — stirbt Prinz Eugen, der mit seinen Siegen über Türken und Franzosen das Heilige Römische

Reich Deutscher Nation noch einmal zu einer letzten Höhe der Macht geführt hat, nachdem durch sein Feldherrntum das Abendland vor der damaligen Flut aus dem Südosten bewahrt worden ist. Als Maria Theresia 1780 stirbt, stehen Haydn und Gluck in der Vollkraft ihres Schaffens, hat der 24jährige Mozart bereits über 200 Werke komponiert. Während ihrer Regierungszeit aber erhebt sich die Wiener Kultur zu ihrer klassischen Höhe, gleichzeitig ist ihr auferlegt, die habsburgischen Erblande gegen die stärksten Bedrohungen von außen zusammenzuhalten und zu verteidigen. Sie unterliegt in den Kriegen ihrer Feldherren, und doch gewinnt sie ihrem Reich eine neue innere Kraft durch die nach ihr benannten „Theresianischen Reformen".

Sie besteigt den Thron ihrer Väter in einem Augenblick, als in Erbfolgekriegen das dynastische Prinzip sich selbst zu Tode gebracht hat und eine hervorbrechende Natürlichkeit des Lebens auch den Träger der Krone nur dann als dieses Amtes würdig erweist, wenn er sich als Mensch, als Charakter beweisen und behaupten kann. Die Bourbonen Ludwig XV. und Ludwig XVI. sind das negative, Maria Theresia und Friedrich der Große das positive Bild in diesen Entwicklungen und Gärungen.

Neun Jahre nach Maria Theresias Tod bricht die Französische Revolution aus, in deren Verlauf ihre eigene Tochter Marie Antoinette das Schafott besteigen muß — und wiederum eine Generation später wird ihre Enkelin die zweite Gattin Napoleons und damit Kaiserin der Franzosen.

Ihre Jugend ist noch unberührt von Licht und Schatten dieser bereits am Horizont heraufdämmernden Gewitter. Die einzige Tochter Kaiser Karls VI. fällt durch hohe natürliche Begabung auf und bezwingt ihre Umgebung durch ihr frohes Gemüt. Sie selbst denkt keineswegs daran, einmal Krone und Verantwortung für ein Reich in gefährlichen geistigen und politischen Bedrohungen tragen zu müssen. Als sich aber die Ahnung verdichtet, daß Karl VI. keinen männlichen Erben hinterlassen würde, schafft er in der „Pragmatischen Sanktion" ein Erbfolgegesetz, das seiner Tochter die Thronfolge sichern soll.

Verlust Schlesiens

Im gleichen Jahr 1740 treten Friedrich II. von Hohenzollern und Maria Theresia ihr Herrscheramt an. Prinz Eugen ist ohne geistigen Erben oder Nachfolger gestorben. Es ist ein Zeichen der Einsamkeit des Genies, daß es sich nicht direkt vererbt. Die Erbfolge des strategischen Genies verläuft über Friedrich II., den Großen, Napoleon zu Moltke. So muß die junge Kaiserin später erkennen, daß Friedrich ihr nicht nur Schlesien geraubt hat, sondern sie muß auch erfahren, daß der Preußenkönig ihr geradezu das staatsmännische und strategische Erbe des letzten Reichsgeneralfeldmarschalls entrissen hat.

40 Jahre lang, bis zum Tod der Kaiserin, stehen die beiden einander gegenüber: der preußische König will sein Königreich zur Großmacht erheben, und dies gelingt nur auf Kosten des alten Habsburger Rei-

ches. An dessen Spitze steht eine junge Kaiserin, die alle Kraft darauf verwenden muß, den bedrohten Bestand ihrer Erblande zu bewahren.

Friedrich glaubt, die „Pragmatische Sanktion" nicht anerkennen zu dürfen. Er macht eigene Erbansprüche geltend und rückt unter diesen Vorwänden in Schlesien ein. Der Habsburgerin wird der Krieg aufgezwungen — und nach zwei Kriegen muß sie den Verlust Schlesiens zugeben. Es ist für sie klar, daß sie im Dresdener Frieden nur der Not weicht, und sie wird die erste Gelegenheit benutzen, eine Koalition gegen den verhaßten Preußenkönig zusammenzubringen, um ihm ihre liebste Provinz wieder zu entreißen. Die Kaiserin begräbt eine bereits 200 Jahre andauernde Feindschaft zwischen Habsburg und den Häusern Valois und Bourbon. Sie vergißt, daß Ludwig XIV. den vor Wien um das Abendland kämpfenden vereinten Reichsheeren in den Rücken gefallen war, als er mit den Türken paktierte. Ihrem Kanzler Kaunitz gelingt über die Pompadour eine Freundschaft zwischen Frankreich und Österreich; der sittenstrengen Kaiserin ist auch eine Maitresse kein Hindernis, wenn sie dazu verhilft, eine Koalition gegen den Preußenkönig zu ermöglichen.

Friedrich II. besteht im Siebenjährigen Krieg auch diese Probe. Er kehrt 1763 als der eigentliche Sieger heim. Friedrich hat zwar kein neues Gebiet gewonnen — aber er hat die Koalition gesprengt und besiegt. Er kann Schlesien behalten und geht materiell ungeschmälert, ideell jedoch als „der Große" aus dem Ringen hervor. Äußerlich freilich ist er ein verbrauchter

Mann; gichtgebückt kehrt er zurück. Er vergräbt sich in die Einsamkeit von Sanssouci.

Aber auch Maria Theresia hat ihr persönliches Glück geopfert. Zwei Jahre nach dem Friedensschluß von Hubertusburg stirbt ihr Mann, Franz Stephan von Lothringen. Sie hat ihm in diesen Jahren der Bedrängnisse und Kriegsnöte ihre Kinder geboren. Auch die Habsburgerin vergräbt sich fortan in Schmerz und Einsamkeit. Ob beide Gegner wohl erkennen, daß sie mit ihren Kämpfen auf dem Kontinent im Vordergrund stehen, während hinter den Kulissen in der großen Welt Frankreich und England um die Herrschaft über Meere und Kontinente gerungen haben?

Reformen und Friedenszeit

Beide, Friedrich und Maria Theresia, gehen nun daran, ihren Völkern eine neue Lebensordnung zu geben. Und hier, in der Friedensarbeit, wachsen sie beide zu ihrer letzten Größe.

Die verwitwete Kaiserin erhebt ihren Sohn Joseph II. zum Mitregenten. Bald muß sie erkennen, daß ihr eigenes Blut gefährlich und ungestüm in die neue Zeit drängt und in vielem das Gegenbild zu ihr werden will. So bewundert der Sohn den preußischen König und trifft zweimal persönlich mit ihm zusammen. Dann aber ist es Josephs Aufgeschlossenheit den Gedankenwelten der Aufklärung gegenüber, die Mutter und Sohn zeitweise geradezu zu Gegnern werden läßt. Maria Theresia ist eine konservative Katholikin, die sich etwa in der Justizreform nur zögernd ent-

schließen kann, die Folter abzuschaffen; mittelalterliche Todesarten wie Vierteilen oder Pfählen behält sie bei in ihrer „Nemesis Theresiana", wie dieses Gesetzwerk bezeichnenderweise genannt wird. Der Preußenkönig dagegen hat seine Regierung geradezu programmatisch mit der Aufhebung des Folterns begonnen.

Aber nicht auf die eine oder andere inhaltliche Entscheidung, der manches Zeitgebundene und in der Persönlichkeit der Kaiserin Begründete anhaftet, kommt es an. Maria Theresias Bedeutung liegt in ihrer blutwarmen Persönlichkeit. Ihr Habsburger Reich ist ein Konglomerat von wesensverschiedenen Ländern; das Herz, das diese Einzelstaaten durchpulst und zusammenbindet, ist einzig die Erscheinung des Monarchen. Unvergessen bleibt die Szene, wie sie in Budapest die verhärteten madjarischen Standesherren zu Begeisterung für die gesamtösterreichische Sache hinreißt, einzig mit dem Temperament und der Anmut einer jungen Mutter und Herrscherin.

Das Heer ist auf den Erfolgen des Prinzen Eugen eingeschlafen. Maria Theresia beruft Männer, die eine Heeresreform durchführen. Der Vater Karl VI. hat das Land finanziell am Rande des Ruins zurückgelassen. Das wirkt über die Niederlage der ersten beiden schlesischen Kriege hinweg weiter bis zum drohenden Staatsbankrott Anfang der 60er Jahre, als man in den letzten Entscheidungen des Siebenjährigen Krieges steht. Eine Grundsteuerreform bringt Hilfe; das Einkommen, nicht der Besitz wird hauptsächlich veranlagt. Gerade hier zeigt sich die Kaiserin noch in Tra-

ditionen verstrickt, wenn der Bauer im Verhältnis wesentlich höher besteuert wird als der Großgrundbesitz.

Die letzten fünf Jahre ihrer Regierung kann sie über ein Reich gebieten, das mit den Ausnahmen von Tirol und Ungarn zu einem geschlossenen Zollgebiet vereint ist. Ihre Zollreform ist wohl ihre größte innenpolitische Tat gewesen, die sie selbst auch stets mit größter Genugtuung erfüllt hat.

Ihr Ende ist überschattet von dem geheimen Ringen mit ihrem Sohn und Mitregenten Joseph II. Die einstige Gegnerschaft zum Preußenkönig ist einer Mutter-Sohn-Rivalität gewichen. Dabei stoßen sich ihre Charaktere mehr in der räumlich-zeitlichen Nähe, während sie dem von heute aus rückblickenden Betrachter eher als ein organisch notwendiger und folgerichtiger Ablauf erscheinen wollen. Die Gefahr liegt nur in der zeitlichen Überlagerung und der räumlichen Bedrängnis in einem Amt, in dem zwei so ausgeprägte Persönlichkeiten wie Maria Theresia und ihr Sohn ihre Absichten und generationsverschiedenen Gedanken in die Tat umsetzen müssen.

Der Sohn, fortschrittlichen Ideen der Aufklärung zugetan, muß der traditiongebundenen katholischen Mutter verdächtig, wenn nicht gar gefährlich erscheinen. Dabei lehnt der Sohn die Staatskirche keinesfalls ab. Aber die Mutter hat sich und ihr Amt von jeher als vornehmsten Dienst an der Kirche angesehen; die Kirche ist absolut, der Staat nur ihr erster politischer Diener. Joseph II. dagegen will, daß in seinem Staat auch die Kirche in den Dienst am Ganzen eingezwun-

gen sei. Der Sohn verlangt Toleranz, die Mutter vermag sie nicht zu üben. Sie sieht an dem Dualismus zwischen sich und dem Sohn bereits die große, mühsam geschaffene Einheit des Staates gefährdet.

Doch sie gibt die letzten Versuche, ihren Staat zu reformieren, nicht auf. Die allgemeine Volksschule wird ihr letztes großes Werk, das sie innerhalb der ihr möglichen Evolution vollbringen kann. Sie ist eine mütterliche Frau — und keine echte Mutter ist Revolutionärin. Diese Revolution muß sie dem Sohn überlassen, denn dies ist Sache des Mannes. Die Frau muß auch dort noch bewahren, wo der Mann um des Neuen willen das Alte zum Einsturz bringt.

Noch einmal gerät sie in einen seelischen Konflikt. Die Teilung Polens vermag sie nicht als rechtens anzusehen; die Beteiligung in der Entscheidung schiebt sie auf den Sohn und seinen Staatskanzler Kaunitz. Aber dann unterschreibt sie den Vertrag, wenn auch ohne innere Zustimmung, als er ihrem Reich den Ländergewinn bringt. Sie hat aber diese Tat stets als unselig angesehen und zu den Kindern gesagt, diese Zustimmung koste sie zehn Jahre ihres Lebens.

Als der Tod sie abberuft, hat sie ihr Reich durch Reformen gefestigt. Sie hat es, trotz des Verlustes von Schlesien, nach Polen zu erweitert. Daß die ein Jahrzehnt nach ihrem Tod in Frankreich ausbrechende „Große Revolution" ihr Land und dessen Staatsform nicht überspülen kann, hat wohl einen guten Grund in den Reformen ihres Sohnes. Aber es sei niemals übersehen, daß es eine Frau gewesen ist, die vor ihm in 40 Regierungsjahren das Reich so stark gefügt und

zu einer Familie vereint hat, wie es nur eine Mutter vermag.

Der Preußenkönig und die Kaiserin

Ein Beispiel kann besser als alle Definitionen ihre Art des Regierens erklären: Sie war alles andere als eine Jeanne d'Arc — und doch hieß die höchste militärische Auszeichnung bis zum Zusammenbruch der k. u. k. Monarchie „Maria-Theresia-Orden". Dieser Orden, der in den Ritterstand erhob, wurde nur verliehen, wenn der Träger gegen den ausdrücklichen Befehl gehandelt und die Schlacht aus seinem eigenen Gewissen und seiner Verantwortung entschieden hatte.

In Preußen gab es keinen Theresien-Orden — dafür aber schrieb eine Generation nach ihrem Tod Heinrich von Kleist sein Drama „Prinz von Homburg", das die gleiche Problematik zum Gegenstand hatte, worin aber der Kurfürst um der unbedingten Pflichterfüllung wegen sogar den Sieg auf dem Schlachtfeld, weil er unter Pflichtverletzung errungen wurde, mit dem Tod bestrafen will. Der Theresien-Orden, der ebenfalls erst nach einem Kriegsgericht verliehen werden konnte, atmete aber den versöhnenden Geist und die Größe eines weiblichen Herzens.

Das Bild der Kaiserin in ihrer Zeit wäre nicht ausgewogen, stünde nicht gegen Friedrich II., den großen König von Preußen, die Habsburgerin Maria Theresia. Sie war seine größte Feindin; unversöhnlich standen

sie sich in einem Leben voller Kampf gegenüber. Er, der aus dem protestantischen Kalvinismus des Elternhauses zum Philosophen von Sanssouci sich gewandelt hatte, war ein Mann, dem Frauen wenig bedeuteten, der kinderlos starb, einsam, gefürchtet und doch scheu verehrt. In ihm fand das aufsteigende Preußen seine erste mythische Gestalt. Es hat nur zwei hervorgebracht! — aber das ist viel für einen jungen Staat, der sich anschickt, seine Bestimmung zu verwirklichen zu einer Zeit, als Vernunft und Aufklärung begannen, die Geister zu regieren. Die zweite zum Mythos gewordene Gestalt des Preußentums war dann ebenfalls eine Frau: die Königin Luise. Dagegen steht, in allem das polare Gegenbild zu Friedrich dem Großen, Maria Theresia. Ihr war durch ein eigens auf sie gemünztes Gesetz die Herrschaft über ein altes Kaiserreich zugekommen, das nun in ihrer Person seine Einheit fand.

Diese Frau hat durch ihr mütterliches Wesen ihren Staat umgeprägt und gefestigt, daß er über Generationen hinaus alle Gefährdungen überstehen konnte. Sie hat nicht, wie ihr Gegenspieler in Potsdam, philosophiert, musiziert; sie war auch nicht ihr eigener Geschichtsschreiber. Daß sie selbst keine Schlachten schlug, ist selbstverständlich. Aber sie hat in den Zeiten der höchsten Bedrängnis ihres Staates 16 Kindern das Leben geschenkt. Um sie blühten die Künste, und wenn wir heute noch Österreich in seinem höchsten Begriff umfassen wollen, dann beschwören wir vor unserem geistigen Auge das Zeitalter der Maria Theresia.

Wie weit und innerlich mächtig muß Deutschland doch damals schon gewesen sein, daß es am tragischen Auseinandertritt seiner beiden großen Herrschergestalten nicht zerbrach! Diese mußten vielmehr in ihrer innenpolitisch so gefährlichen Stunde zu spannunggeladenen Polaritäten ausreifen.

Friedrich der Große

„Ruhm ist: mitgedacht werden, wenn von einem Volk gesprochen wird." So formuliert Leopold von Ranke das höchste Weiterleben eines bedeutenden Menschen und seines Werkes im dankbaren Gedächtnis der Nachfahren. Der wohl größte Historiker unseres Volkes war zu seiner großartigen Formulierung im Lauf eines Gelehrtendaseins gelangt, das sich leidenschaftlich den Fragen der Geschichte hingegeben hatte. Wir können nur dankbar sein befreiendes Wort an den Anfang unserer Bemühungen stellen, die darauf ausgehen, die Gestalt des größten Preußenkönigs zu beschwören. Aber, so drängt sofort die nächste Frage, reicht dieses Wort aus, wenn wir uns anschicken, Friedrichs des Großen Wesen und Wirkung in unserem Volk zu fassen und zu deuten?

„Genie", so definiert der Dichter Kolbenheyer, „hat ein Geist, der uns einen neuen Weg bahnt in unseren Mühen und in unserem geistigen Schicksal." Auch dies hat der Preußenkönig in so mancher Hinsicht geleistet, und doch will uns dieser Begriff ebenfalls nicht ganz genügen, seine Gestalt plastisch zu umreißen.

In solchen Augenblicken, da wir vor der Größe der geschichtlichen Gestalt unsere eigene Kleinheit und ihr Unvermögen erkennen, hilft sich das Volk selbst. Es verklärt den Menschen, der über Ruhm und Genie zum Inbegriff seines volklichen Schicksals hinauswuchs, weil es ihn mit der Gloriole des Mythos umgibt. Von den Gestalten der Sage abgesehen, sind es nur wenige, die diese Entrückung in den mythischen Bereich erfuhren. Unter den Herrschern waren es in unserer deutschen Geschichte Hermann der Cherusker, Dietrich von Bern, Barbarossa, die Königin Luise und — der „Alte Fritz".

Aus der Elite Europas

In ihm floß das sich formende Preußen zum Symbol zusammen. Dies geschah in einem lebendigen Wechsel: Durch ihn wurde Preußen, wie er zu Preußen wurde. Er ist der Abschluß eines hundertjährigen Bemühens und stetigen Bauens seiner Vorfahren. Der Urgroßvater, der Große Kurfürst, schafft und mehrt den Staat. Der Großvater Friedrich I. schmückt diesen ererbten Besitz durch Wissenschaft und Künste und krönt das Streben seiner Ahnen, als er sich am 18. Januar 1701 in Königsberg die Königskrone aufsetzt. Der Vater, Friedrich Wilhelm I., erkennt die Gefahr der Veräußerlichung und bereitet einen Umguß vor. Noch einmal müssen Wille und Geist neu durchdrungen werden, erst dann sind Guß wie Form bereit, im Sohn die endgültige und letzte Gestalt zu gewinnen.

Der wahre König entspringt niemals einem leichten

Spiel des Zufalls, sondern er baut sich sorgsam und notwendig aus den Geschlechtern und ihren Schicksalen. In Friedrichs Blut strömt die Elite Europas zusammen: Über die Hälfte seiner Ahnen der voraufgegangenen 13 Generationen sind Deutsche, ein knappes Viertel Franzosen, ein gutes Achtel Slawen. Aber auch Kelten, Bretonen, Italiener und Spanier sind lebendig in seinem Blut ebenso wie Angelsachsen und Skandinavier. Meist sind es brave Fürsten von gediegenem Durchschnitt — dann aber leuchten in diesen Ahnenketten zwei Namen, deren Wesenszüge wir in Friedrichs Erscheinung freudig erschreckt gleichsam als wieder auferstanden erkennen: Caspard von Coligny, der Heerführer und Admiral, der als Führer der Hugenotten in der Bartholomäusnacht 1572 ermordet wurde — und Wilhelmus von Nassauen, der Volksheld der Niederlande! Diese beiden und der Urgroßvater, der große Kurfürst — das mögen wohl Elemente zu einer Legierung sein, aus der ein wahrer König werden kann.

Gibt es ein erregenderes Spiel als den weit ausgreifenden Pendelschlag von der geistig überragenden Großmutter Sophie Charlotte, der Geistesfreundin Leibnizens und Erbauerin von Charlottenburg, über den pflichtbesessenen Vater zum Sohn, der nun diese Spannweiten und Verschiedenheiten polar in sich aushalten muß? Vorläufig fließt dies alles in ihm zusammen als Qual und Gefahr seiner Jugend; später wird es Unterpfand und Möglichkeit seiner herrscherlichen Leistung.

Der Konflikt zwischen Vater und Sohn ist hinrei-

chend beschrieben worden. Je nach Parteinahme wurde der Vater verdammt oder zu entschuldigen versucht. Und doch waren es zwei Menschen, die aus der Pflicht des Königsamtes und im Eifer ihrer Bestimmung einander lieben und hassen mußten. Ohne die Enge und Ordnung des Vaters wären niemals Zucht und Aufstand des Sohnes gewachsen, die dann später sich zur Weite und Freiheit seines Herrschertums entfalten konnten. Erst die letzte Beschränkung des Vorbereiters gab die Kraft zur vollen Frucht des Nachfolgers und Vollenders.

Zweimal steht der junge Kronprinz vor dem Tod. Einmal in Küstrin, wo er der vom König verfügten Hinrichtung des Fluchtgefährten Katte zusehen muß. Hier bricht der Freund im Haß gegen den Vater ohnmächtig zusammen. Das andere Mal ist es am Sterbebett des Vaters. Jetzt, auf der Schwelle ins eigene Königtum, bricht er in Verehrung und Anerkennung der Leistung sowie von der sorgenden Liebe des Vaters überwältigt in die Knie. Nun ist er reif, die Krone zu empfangen; er hat das „Stirb und werde!" an sich selbst erfahren und vollzogen.

Mit 28 Jahren wird Friedrich II. König. Im letzten Jahr seiner Vorbereitung auf diesen Dienst hat er, sich selbst als Verpflichtung und der Welt als Versprechen, seinen „Antimachiavell" geschrieben. Dem Gedanken des Fürstentums als Selbstzweck, den der Italiener verkündet hat und wie ihn die französischen Könige vor aller Welt damals gelebt haben, stellt er seine Auffassung entgegen: Der Fürst ist der vornehmste und erste Diener seines Staates.

Helmuth von Moltke (Photographie, 1886)

Otto von Bismarck (Photographie, 1894)

So bewahrt der junge Friedrich in seinen Gedanken bereits als Kronprinz sein Preußen vor jener Katastrophe, in die später die Bourbonen taumeln. Zufall, daß Friedrich und der geistige Begründer der Französischen Revolution, Jean Jacques Rousseau, Jahrgangsgefährten sind? Oder liebt es das Schicksal, unsere Trägheit der Sinne zu öffnen, wenn es Händel und Bach, Napoleon und Arndt zu kalendarischen Jahrgangsgefährten erhebt, damit wir aus ihrer Verbundenheit auch das Verkettetsein und die Freiheit ihrer Taten spüren? So nimmt der Preußenkönig auch als Feldherr jenen Mann vorweg, der seinerseits die Französische Revolution dann geistig und politisch bändigt: Napoleon Bonaparte. Die große Verehrung des Korsen für Friedrich beschränkt sich keineswegs auf dessen feldherrliches Genie.

Großmacht Preußen

Der Beginn seiner Regierungszeit fällt mit dem Tod des Habsburger Kaisers Karl VI. zusammen. Die „pragmatische Sanktion", eigens dazu geschaffen, Karls Tochter Maria Theresia Krone und Erbreich zu erhalten, wird von Friedrich nicht anerkannt. Er marschiert noch im gleichen Jahr in Schlesien ein und erobert die Provinz bis zur Oppa und die Grafschaft Glatz.

Noch einmal hat der Vater beigestanden. Es ist das sorgsam gefügte und vom alten Dessauer gedrillte Heer, das der junge König als schlagkräftiges Instrument übernehmen kann. Im ersten Gefecht bei Moll-

witz scheint alles verloren. Aber der alte Schwerin — aus dem Erbe des Vaters — bewahrte den jungen König vor der Gefangennahme und stellt die bereits wankende Schlacht wieder her.

Dies ist das Ergebnis des Friedens zu Breslau vom 11. Juni 1742: Preußen hat seinen Platz unter den europäischen Großmächten eingenommen!

Der Anspruch und das verpflichtende Erbe aus des Großvaters Selbstkrönung zum König von Preußen sind eingelöst. Mag man Friedrich II. von Hohenzollern in Paris und Rom dennoch weiterhin den „Marquis von Brandenburg" nennen, der Dreißigjährige ist in den Augen der übrigen Welt der König von Preußen, der es zur europäischen Großmacht erhoben hat.

Der Bestand an Land und Macht ist erworben. Alles, was fortan geschieht, dient der Sicherung dieses Besitzes. Die 44 Regierungsjahre, die ihm von da verbleiben, sind im Grunde genommen Erprobungen des Schicksals, ob sich der König dessen, was im ersten schlesischen Krieg gewonnen war, auch würdig erweisen werde.

Die erste Probe wird dem Feldherrn abverlangt in der Schlacht bei Hohenfriedberg im zweiten schlesischen Krieg. Bisher galt es als strategisches Gesetz, von den Flügeln her zu operieren, die schwächere Seite einzudrücken und von dort her die Umfassung zu vollziehen. Nach dieser Anschauung ist Friedrich schon in der Aufmarschstellung geschlagen, denn er ist, bevor der erste Schuß fällt, bereits umzingelt. Aber, in dieser Lage wagt er das revolutionäre Neue:

Er sprengt die Umfassung von innen heraus, läßt rechten und linken Flügel hintereinander antreten und durch das zertrümmerte Zentrum des Feindes dann ausfächern. Der Gegner verliert vor dieser Kühnheit jedes eigene Konzept und wird vernichtet. Im Taumel dieses Sieges jedoch versäumt man die Verfolgung. Der Krieg, der hier sein Ende bereits gefunden hat, dauert noch Jahre weiter. Die endgültige Schlacht schlägt dann der Alte Dessauer bei Kesselsdorf. Noch einmal tritt der Vater in der Gestalt seines besten Offiziers auf die Walstatt und hilft dem Sohn zu Sieg und Frieden.

Friedrich und Maria Theresia

Menschen, die im nachhinein die Geschichte korrigieren und nach ihren Wunschträumen verbessern wollen, erfanden das Märchen von einer versäumten Heirat der beiden größten Träger deutscher Kronen zu jener Zeit: Friedrichs mit Maria Theresia. Sie phantasieren: Was wäre alles anders geworden? Die beiden schlesischen Kriege und der Siebenjährige Krieg wären unterblieben, ja, das Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation 1806, Bismarck und seine klein-deutsche Lösung sowie Königgrätz wären dem deutschen Volk erspart geblieben. Alle diese Phantastereien im Stil einer historisierenden Courths-Mahler können ebensorasch heute abgetan werden, wie sie propagandistisch lange Zeit ausgewalzt wurden. Zunächst: Eine Heirat zwischen dem Philosophen und Freigeist auf dem preußischen Königsthron, der ein

überwiegend protestantisches Land beherrschte, mit der katholischen Habsburgerin war im Jahrhundert der Erbfolgekriege einfach unmöglich. Einen Übertritt zum Katholizismus konnte man wohl August dem Starken zumuten als Vorbedingung für die Polenkrone, nicht aber dem Hohenzollern. Und ganz allgemein hat es die Geschichte mit vollzogenen Tatsachen, nicht jedoch mit unterlassenen Wünschen oder unerfüllten Träumen zu tun. Ihre Berichte sprechen in den harten Formen des Indikativs, nicht in den nebelhaften Möglichkeiten des Konjunktivs. Geschichte vollzieht sich nicht als Ammenmärchen, sondern als ungeheures Schicksalsdrama, das sich allenfalls zu einzelnen Tragödien steigert.

Es folgen 12 Jahre des Friedens. „Sans-Souci" wird erbaut. Des Königs ureigener Baugedanke findet durch seinen genialen Architekten Knobelsdorf die gemäße Gestalt.

Alle Welt blickte damals nach Frankreich, und wo keine eigenwillige Macht dahinterstand, äffte man die dort von Ludwig XIV. geprägten und vom Großneffen schon ausgehöhlten Formen nach. In Versailles wurde das täglich nach strengem Zeremoniell geordnete und ewig wiederholte Fest der absoluten Majestät als Selbstzweck und Selbstgenuß gefeiert.

Im Escorial bei Madrid jedoch starben die Erben Philipps II. über der Grabkammer der spanischen Könige, die das Herzstück ihrer Residenz bildet, bereits den Tod der entseelten Macht zu Lebzeiten. Weder die Grabesstille, die auf dem Amt der hispanisierten Habsburger lastete, noch der lebensbunte

Lärm, mit dem die Bourbonen ihre Hohlheit übertönten, war dem Hohenzollern gemäß.

So stellte sich der Preußenkönig dazu bewußt in Gegensatz, als er mit „Sans-Souci" seine Herrscheridee symbolisierte. Denn hier gab es zwei besondere Zimmer. Das Zentrum des Baues bildete der Eßsaal, der eine Tafelrunde von 12 bis 18 Personen faßte. In ihm versammelte der König die erlauchten Geister Europas zum Gespräch, das er als der Erste unter Gleichen beherrschte. Im Escorial wurde dem Spanier das Essen kniend allein an seinem Tisch gereicht; in Versailles aß der König, allen sichtbar, ebenfalls allein, auf einer erhöhten Estrade. In Potsdam dagegen vereinte die Tafel alle zu einem Gespräch, wie dies die deutschen Könige und Kaiser seit Karls des Großen Tischrunde in Aachen getan hatten.

Im anderen Zimmer aber war Friedrich allein. Hier, in seiner Bibliothek, traf ihn die aufgehende Sonne bereits über seinen Akten oder bei der Niederschrift seiner historischen und philosophischen Werke. Hier schrieb er auch das politische Testament aus dem Jahr 1752. Jetzt glaubte er das Versprechen, das er als Kronprinz im „Antimachiavell" geleistet hatte, durch zwölf Regierungsjahre in Krieg und Frieden erfüllt zu haben.

Bis zu diesem Zeitpunkt und Ort war alles Vorbereitung. Voltaire kam 1747 nach Sans-Souci, vom König herbeigerufen — und nach kurzem persönlichen Kennenlernen, als Friedrich seinen Charakter nur zu rasch durchschaut hatte, wurde er ebenso jäh wieder forgeschickt. Auf die Entfernung mochte der

Esprit des Franzosen wohl wirken, in der menschlichen Nähe enthüllten sich seine Kälte und Unanständigkeit dem durchdringenden Blick des Königs.

Bach in Potsdam

Aber auch ein anderer kam nach Potsdam in dieser Zeit der ersten Betätigung seines Herrscheramtes: Johann Sebastian Bach. Dessen Sohn Philipp Emanuel war Konzertmeister und Begleiter des Königs bei den Hofmusiken. Vor dem König im Reich der Musik vergaß Friedrich alles Zeremoniell; als ihm die Ankunft des Thomaskantors gemeldet wurde, unterbrach er den Musikabend und ließ dem Gast nicht einmal Zeit, sich umzukleiden. Der König, der sonst kaum einem General die Hand gab, legte beide Hände auf Bachs Schultern, sah ihn lange an. Vor ihm enthüllte sich, ganz anders als bei Voltaire, ein Charakter. Dann nötigte er ihn zum Silbermann-Flügel und stellte dem Genie der Fuge das nachmals berühmte Thema, an dem bisher alle Musiker gescheitert waren. Bach meisterte es und improvisierte frei darüber. Als er geendet hatte, entließ der König die Gesellschaft mit den Worten: „Meine Damen und Herren! Danach ist nichts mehr möglich." Es war das Zeichen, daß die beiden Könige in ihrem gemeinsamen und einsamen Reich allein sein wollten.

Für Bach bedeutete die Begegnung eine Befreiung aus tiefer Melancholie, die das Fleiß-Genie aus jahrelanger Untätigkeit und Zweifeln erlöste. Der Thomaskantor dankte durch die Komposition des „Musi-

kalischen Opfers", darin er das königliche Thema in allen Formen ausführte und das Werk auf eigene Kosten drucken ließ.

So war alles Auftakt und Sammlung zur eigentlichen Bewährung vor der Geschichte. Denn: Die Eroberung einer Provinz, die Erhebung eines Staates zur Großmacht, der Schmuck eines Landes durch Künste und Wissenschaften — das sind Pflichten eines Königs, und daran wird er gemessen, ob er ein guter oder ein schlechter Herrscher war. Aber das ist nicht das Höchste, wofür die Geschichte dann den Namen „der Große" bereithält.

Dieser Ehrenname wird nicht im Lärm der Schlachten, nicht in der Repräsentation und Wohlfahrt des Staates oder der Feier in Kunst und Wissenschaft erworben. Dieses Prädikat erringt allein das Herz in der erbarmungslosen Kelter und Einsamkeit des Königtums.

Auch Friedrich mußte, als ihm das Schicksal diesen Lorbeer bereitete, geradezu in verdoppeltem Zeitmaß und in vervielfachter seelischer Erprobung, das bisher Geleistete noch einmal allein aus seinem Herzen beweisen und bekräftigen. Den dreieinhalb Kriegsjahren der beiden schlesischen Feldzüge folgt nun der Siebenjährige Krieg, den dann, wie vordem die zwölf Jahre des Friedens, nun nach Hubertusburg in den Jahren von 1763 bis zu Friedrichs Tod 1786 die lange und fruchtbare Friedenszeit krönt. Es ist, als wiederhole sich das Schicksal des Preußenkönigs auf der nächsthöheren Ebene, in weiteren Kreisen, in höheren Anstiegen und tieferen Stürzen.

Der Sieg von Hohenfriedberg wird von Roßbach, Zorndorf und Leuthen überstrahlt — doch es gab bis dahin auch noch keine Katastrophen wie Hochkirch und Kunersdorf. Im dritten Kriegsjahr ist Preußen praktisch vernichtet; es besteht nur noch in der Brust des Königs. Und hier, im Herzen des Herrschers, wird nun dieses Preußen vier Jahre lang gegen eine Welt von Feinden verteidigt.

Mythische Größe

Das Land ist ausgeblutet und verarmt — aber die Göttin des Ruhmes zahlt nicht in materiellen Werten. Friedrich hat mit einem Volk von fünf Millionen einer Koalition von Staaten mit 90 Millionen Einwohnern standgehalten. Nun ist er aufgezehrt. Bei Ausbruch des Krieges war er, 44jährig, ein strahlender Held, erfüllt von der Schönheit der Künste und der Gedankenwelt der Wissenschaften, aus Potsdam aufgebrochen. Als er zurückkehrte, erkannten ihn seine Berliner kaum wieder. Jetzt war er ein verbrauchter Greis, dem man es nicht glauben mochte, daß er erst 51 Jahre zählte. Die Gicht hatte ihn gekrümmt, die Zähne fielen ihm aus, sein Haar war weiß, er ging gebückt auf seinen Krückstock gestützt. Sein Gesicht war von tiefen Falten durchzogen; doch die großen Augen funkelten im alten Glanz, und nur, wer ihm nähertreten konnte, vermochte aus ihnen das Wissen und die Erhabenheit zu lesen, die erst vom Starren ins Nichts und vom Echo der Verzweiflung geformt wurden.

Jetzt aber wußten sie auch, wenn sie scheu und ehrfürchtig vor ihm zurückwichen, daß er ihr Schicksal durchgestanden und ihr Leid stellvertretend für sie alle getragen hatte. Und von diesem Augenblick an war er für sie „der Große", und sie brachten ihm ihre dankende Liebe entgegen und nannten ihn den „Alten Fritz".

Für ihn jedoch fängt die tiefe Einsamkeit an, mit der jeder Große sein Hinauswachsen über die Allgemeinheit bezahlt. Noch einmal kann er seinem Staat ein Land zuführen; diesmal auf unblutigem Wege. Er ist als Herrscher und Charakter so hoch gestiegen und anerkannt, daß er bei der ersten polnischen Teilung 1772 von den streitenden Parteien Rußland und Österreich zum Schiedsrichter angerufen wird. Zehn Jahre vorher noch hatten beide nur den einen Gedanken: Friedrich und seinen Staat zu vernichten. Der preußische König nahm sich als Maklerlohn die Landstriche an Weichsel und Netze. Hier begann er seine zähe Kolonisation des Bodens getreu seinem Ausspruch, daß derjenige Größeres für sein Land geleistet habe, der dafür sorgte, daß dort, wo vorher ein Halm gewachsen sei, nun zwei wüchsen, als jener, der einem Staat eine ganze Provinz mit Blut erobert hätte. Friedrich der Große hatte beides getan.

So erfüllte er sich und seine Zeit. In einem geistigen Augenblick, als der dynastische Gedanke im Aufstand des Volkes in Frankreich unterging, hat er das aufgeklärte Königtum noch einmal zum Leuchten gebracht. Sein Beispiel wirkte über seinen Tod hinaus, es hielt die Massen in ehrfürchtigem Bann und be-

wahrte sie davor, nach dem Beispiel im Westen auch in Deutschland die gewachsenen und geprägten Formen blindwütig zu zerschlagen. Zwanzig Jahre nach seinem Tod konnte deshalb ein anderes gekröntes Haupt dem Usurpator der Französischen Revolution entgegentreten und ihn durch die eigene Hoheit bezwingen: die Königin Luise. Hier ist der gemeinsame Grund dafür zu suchen, wenn das Volk dann beide, Friedrich und die Königin Luise, in die Höhe der mythischen Verehrung hob.

Von dorther werden sie dann zu Richtern jeder Nachwelt. Sie selbst sind dem Richterspruch enthoben, aber jede Folgezeit wird daran gemessen, wie sie die Großen der eigenen Geschichte beurteilt. Auch auf Friedrichs Tod warteten viele, denen er zur Last geworden war. Sein eigener Bruder, Prinz Heinrich, der nie eine Schlacht verloren, allerdings auch kein Hohenfriedberg oder Leuthen gewagt und gewonnen hatte, haßte den Einsamen von Sans-Souci, der ihm, wie er glaubte, den Ruhm stahl. Und in unserer kleinen Gegenwart?

Goethe und Kant

Wir haben die Katastrophe von 1945 erlebt und durchlitten, die uns nicht zuletzt deswegen zum Verhängnis zu werden drohte, weil die Schreier und Bilderstürmer, hochgeschwemmt von der Sturmflut der Niederlage, uns in sklavischer Nachäffung der Siegerparolen die Vorbilder aus der Geschichte aus dem Herzen reißen wollten. Als nun der Preußenkönig

Friedrich II. nicht mehr „der Große" sein sollte, da besannen wir uns darauf, wie die Größten seiner Zeitgenossen über ihn geurteilt hatten. Bachs Zusammentreffen mit dem König in den Tagen vom 7. bis 9. Mai 1747 haben wir angedeutet. Der große Spielmann Gottes erfuhr die Gerechtigkeit für seine Bewahrung der heiligen Kunst gegen die billige Mode des Tages aus der Zustimmung des als „Heide" verschrieenen Königs; und er widmete ihm eines seiner bedeutendsten Werke.

Wie Goethe über Friedrich den Großen dachte, ist in „Dichtung und Wahrheit" nachzulesen, wo die Kämpfe im väterlichen Haus am Hirschgraben zu Frankfurt zwischen dem Vater und kaiserlichen Rat beschrieben sind, der für Habsburg und Wien war, und dem „fritzisch" gesinnten Sohn, dessen junges Herz heiß für den Preußenkönig schlug.

Vor diesen Kronzeugen, dem erhabensten Musiker, dem größten Dichter, und Kant, dem tiefsten Denker zu Friedrichs Zeiten sinken die Meinungsmacher unserer Gegenwart und ihr Gekläff auf die Stufe herab, die ihnen zukommt, und die wohl auch Schlüter mit seinem Reiterstandbild des Großen Kurfürsten symbolisch ausdrücken wollte, als er Friedrichs Urgroßvater in majestätischer Würde und Kraft, Sehnsuchtsfernen mit den Augen trinkend, in einsamer Entschlossenheit dahinreiten ließ, der Sklaven nicht achtend, die den Sockel seines Denkmals stützen und so die Gestalt des Herrschers noch erhöhen.

Preußens „Stirb und werde!"

Wie der Mensch Geschichte sieht, liegt in seinem intelligiblen wie moralischen Charakter begründet. Dasselbe gilt für die Frage, wie eine Gegenwart und die in sie gestellten Geschichtsträger mit der sich ihnen als Schicksal enthüllenden Geschichte fertig werden. Schon hier werden polare Weltgestaltungen offenbar, je nachdem man Geschichte und in ihr geschichtetes Schicksal als überwältigendes Geschick hinnimmt, sich darein schickt und sich fügt, bis zur Selbstaufgabe und zum seelischen Verrat — oder ob sie als Anruf uns hilft zur Behauptung der eigengearteten Seelenkräfte, weil sie das Dennoch in uns weckt, das geschichtliche Beispiel als Herzstärkung uns zeigt und uns zu gleicher, gemäßer Haltung — niemals zum Nachäffen des unwiederholbar Vergangenen! — ermutigt. Sichgewöhnen an die seelische Selbstaufgabe, Verharren im Zustand der Auslieferung — politisch gesehen Verewigung der Kollaboration mit dem geistig Fremden, dem Sieger, der über die Gegnerschaft des Kampfes und mit der Katastrophe einer Niederlage Herrschaft gewonnen hat —, das ist die Antwort aus der Schläue. Diese Niederlage bedeutet auch den politischen Null-

punkt, und alles Paktieren aus ihm ist ein Sichgewöhnen an diesen Zustand des „seelischen thermo-dynamischen Gleichgewichts", des geistigen Kältetodes. Am anderen Pol aber wirkt die Kraft, die dann den Willen zum Wiederanstieg gewinnen läßt; hier ist das Feld der schöpferischen Freiheit.

Geschichte als Ereignis dieser schöpferischen Freiheit erleben und in großen strukturierten Zusammenhängen zu schauen, das vermag nur der schöpferische Geist, dessen Denken zweckfrei den Selbstvollzug des Schicksals als einer menschlichen Eigenart nachzuerleben fähig ist. Alles andere ist Opportunismus und Tendenz, und deren Verfechter mögen den kleinen Augenblick behaupten; die Dauer zu erleben sind sie in ihrer seelisch-geistigen Verkümmerung nie und nirgends fähig.

Unsere Gegenwart enthüllt das Buch der Geschichte, das wir gerne nach Terminen durchblättern, das großartige Menetekel der Schicksalsstunden, die Preußen vor 180 Jahren, stellvertretend für Deutschland, ja für Europa durchlitt. Und Europa — das bedeutete damals noch die geistige und politische Mitte unseres Planeten.

Preußen und Österreich

Das Ringen Preußens mit Österreich, der Kampf Friedrichs des Großen mit Maria Theresia, war nicht, wie einige es darzustellen belieben, ein Streit um Schlesien oder eine letzte Nachwehe des Dreißigjährigen Krieges, als Protestanten und Katholiken einan-

der auszurotten suchten. Die Probleme wurzeln viel tiefer.

Österreich hatte das Erbe der mittelalterlichen Reichsidee durch die Jahrhunderte seit 1250, seit dem Tod des letzten Stauferkaisers, mühsam weitergetragen. In großartiger Negierung der neu heraufgekommenen Staatsgewalten und ihrer Ausgestaltungen in Frankreich, England, die auf der Idee der Nationalstaaten gründeten, hatte das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation" ein mittelalterliches Herrschaftsbild festgehalten, das von einer Herrschaftsordnung getragen war über Völker, Staaten hinweg und noch den Traum einer Universalität bewahrte.

Mit Renaissance und Reformation war diese Welt zusammengebrochen im Aufbruch der Geister in neue Dimensionen des Denkens, Fühlens und Gestaltens. Mit Heinrichs VIII. Gründung einer englischen Nationalkirche gewann der nationale Gedanke feste Formen, und die Kompromißformel in Deutschland, „cuius regio, eius religio", bereitete dem nationalstaatlichen Denken schon den Boden. Allerdings mußten wir Deutschen uns noch jahrhundertelang in religiösen Bruderkriegen dezimieren (der Dreißigjährige Krieg kostete von geschätzten 18 Millionen Einwohnern unseres Landes bei Beginn des Ringens 12 Millionen), bis wir die ersten Ansätze zu einem Nationalstaat fanden. Aus den letzten Folgen des Dreißigjährigen Krieges wuchs der Keim zum ersten deutschen Nationalstaat: Aus Brandenburg wurde Preußen. Der Sohn des Großen Kurfürsten konnte sich am 18. Januar 1701 zum preußischen König krönen, also gut

hundert Jahre vorher aus Eigenkraft und bewußter Eigenstaatlichkeit jene Würde und Herrschaftsform in Deutschland gewinnen, die sich dann die drei anderen deutschen Könige, der Bayer, der Württemberger und der Sachse, von Napoleon verleihen lassen mußten, als ihnen der Kaiser der Franzosen ihren Verrat an der deutschen Sache mit dieser Rangerhöhung bezahlte.

Das ist der eigentliche und geistige Dualismus zwischen Österreich und Preußen: Die Habsburger waren die Erben des mittelalterlichen Reichsgedankens, die Hohenzollern hingegen hatten das neue, seit der Renaissance-Reformation durchbrechende Prinzip der Nationalstaaten als einzige in Deutschland ergriffen und danach ihren Staat gebaut. Schon der Große Kurfürst gründete eine überseeische Kolonie und versuchte damit, Englands Vorsprung auf diesem Gebiet einzuholen. In seinen drei Nachfolgern spiegelte sich wie in Brennpunkten gesammelt noch einmal der große Ablauf der Epoche: Friedrich I. ahmte den Sonnenkönig in Versailles nach, Friedrich Wilhelm I. war in seinem Pietismus die Gegenwelle, gleichzeitig der Rückzug und die Beschränkung auf den engsten Kern, aus dem dann der Sohn Friedrich der Große sein Preußen ausformen konnte.

Österreich war als das große Unzeitgemäße, ja bald als Petrefakt der mittelalterlichen Reichsidee über die Zeiten hinübergerettet worden. Das zeitgemäße Prinzip aber hatten die Hohenzollern in Preußen ausgeformt — und Friedrich dem Großen war durch seine Geistigkeit auch der Anschluß an den Geist der Auf-

klärung gelungen. Doch drei Jahre nach seinem Tod brach die Französische Revolution aus, und damit gewann das eigentliche Suchen nach einer Staatsform im Sinn der Aufklärung seine Stunde. Königtum, Monarchie, das bedeutet geistig gesehen Mittelalter, diametral dem demokratischen Prinzip gegenübergesetzt. Nicht umsonst entstehen im 15. Jahrhundert, als das Mittelalter als geistige Vorstellungswelt zu Ende ging, zwei große Bewegungen: der Bundschuh und die Konziliaridee. Der Bundschuh ist der Aufstandsversuch der Bauern, die Reform-Konzilien von Konstanz und Basel versuchten die Omnipotenz des Papstes durch das beigeordnete Konzil einzudämmen, zu „demokratisieren". Bundschuh ist am Fußpunkt der Aufklärung dasselbe Symbol für die Massen, die nach Freiheit und Herrschaft greifen, wie die Phrygermütze, die sich die Jakobiner in Frankreich im Scheitelpunkt der gleichen Bewegung aufs Haupt setzten.

Dies war neben Reich und Nationalstaat das dritte Prinzip: die Demokratie der auf- und durchbrechenden Massen. So standen die Fronten: Österreich als Bewahrer der Reichsidee mit ihrem geistig-geometrischen Ort im Mittelalter. Daneben und dagegen im monarchischen Bereich Preußen als deutsche Ausprägung des nationalstaatlichen Prinzips unter monarchischer Führung — im Grunde, wie alle diese Mischformen seit Renaissance und Reformation, ein Kompromiß, der aber weit genug war, diese Zwischenzeit zu überstehen.

Doch, im Ansturm der westlichen Demokratie mußten sowohl das Reich Österreich als auch der Natio-

nalstaat Preußen der radikalen, jüngeren und eigentlichen Staatsform der Aufklärung, der Demokratie, und deren sozialem Impulse erliegen nach dem Gesetz, wonach das Alter der Jugend weichen muß. Die Kanonade von Valmy ließ Goethe bereits den Stand der Weltenuhr instinktsicher schauen, als er die Erkenntnis, daß die nach alten Gesetzen geführten Koalitionsheere das keineswegs schon durchgeformte Revolutionsheer der Franzosen nicht zu schlagen vermochten, mit den Worten besiegelte: „Von heute beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." — Allerdings ein schwacher Trost, wenn diese Anwesenheit auf der Seite der Verteidiger des geistigen Gestern und dort die Erkenntnis der Remispartie für den Revolutionär im anderen Lager nur die Pause bedeutet, um aus der Verteidigung dann zum Angriff übergehen zu können.

Bevor indes dieser Ausgriff nach Europa geschah, hatte sich ein entscheidendes Ereignis vollzogen: Napoleon hatte die Französische Revolution als seelisch-geistiges Phänomen usurpiert und in seine Form der Monarchie gepreßt. Damit tat er für sich und auf seine Weise den Schritt zurück ins geistige Mittelalter und gab den Gegnern sowohl in Österreich wie auch in Preußen die Möglichkeit, ihm auf einer zumindest angenäherten Plattform zu begegnen.

Wohl hatte er noch genügend revolutionäres geistiges Ekrasit; seine Garden erkannten in ihm noch den General und Konsul, ihr Leitgedanke war es immer noch, die Ideen der „égalité, liberté, fraternité" der Welt zu bringen, und seine revolutionäre Strategie der

Infanterie-Artillerie-Verbindung im Gegensatz zur Infanterie-Kavallerie-Operation Friedrichs des Großen sicherte ihm auch strategisch die Überlegenheit.

Das „Dennoch" in der Niederlage

Das war die Stunde, zu der Europa herangereift war, als Napoleon am Morgen des 14. Oktober 1806 aus Jena hinausritt zur Doppelschlacht von Jena-Auerstedt. Der Philosoph Hegel sah den fahl in sich versunkenen Korsen an seinem Fenster vorbeireiten, und er, der in den 25 Jahren seines ihm von da an verbliebenen Lebens das denkerische Staatsgebäude Preußens türmte, berichtet von jenem Augenblick, ihm sei gewesen, „als habe er das Schicksal in persona geschaut".

In dem Aufmarsch dieser geistigen Fronten gab es unter diesen Voraussetzungen nur eins: die völlige Niederlage Preußens. Und sie ereignete sich mit einer Gründlichkeit, wie selten eine Katastrophe in der Geschichte über ein Volk hereingebrochen ist. Ja, sie wäre verewigt worden, wenn die Kalckreuths, Dalbergs, der gesamte Rheinbund in dieser Niederlage auch geistig die Herrschaft davongetragen und aus ihr bewahrt hätten. Jetzt kam es darauf an: Erkennt man die Niederlage als Fügung, und fügt man sich darein? Oder ist sie der Weckruf zur eigenen schöpferischen Freiheit?

Wer war besiegt in Preußen? Doch nur die alte Reaktion. Und — eigenartiges Widerspiel der Geschichte — die Revolutionäre, die im eigenen Lager als

„Jakobiner" verschrieenen Neuerer, fanden in dem Augenblick, während die Konservativen und Restaurateure geschlagen waren und ihr Heil in der Selbstaufgabe und auch der geistigen Kollaboration mit dem Sieger erkannten — nun ihre Stunde der Freiheit.

Jetzt standen sie, während die Kollaborateure zum Feind überliefen, um so treuer zu ihrem Volk: Scharnhorst, Clausewitz, Gneisenau, Stein, Arndt, Fichte. Der kleine Augenblick gehört den Opportunisten, aber das „Werde", das jedem Sterben folgt, gehört den Gläubigen, die sich nicht mit dem Feind akkordieren.

Erste Bedingung zum Wiederaufstieg ist die Selbsterkenntnis. Sie erfolgt in einer schonungslosen Überprüfung der Lage, der Ursachen und Möglichkeiten. Die erste Frage mußte heißen: Wie hatte das Heer genau zwanzig Jahre nach Friedrichs des Großen Tod so versagen können? Auf der ganzen Linie war eine Selbstaufgabe festzustellen. Aber — da leuchteten aus der Flut der Niederlage stolze Inseln: Gneisenau hatte Kolberg gehalten, Courbière in Graudenz bis zum letzten sich behauptet. Clausewitz hatte erst kapituliert, als die letzte Patrone verschossen war und der uckermärkische Sand bei Prenzlau weitere große Ausweichmanöver unmöglich machte. Blücher konnte sich noch bis Lübeck durchschlagen, wo er am 6. November sich ergeben mußte. In seinem Stab war Scharnhorst. Dieser wurde nach drei Tagen ausgetauscht und erhielt den Auftrag, dem König die Meldung vom Ende bei Ratkau zu überbringen. Es will wie ein eigenartiges Spiel des Schicksals erscheinen, daß mit

ihm der Reformator des preußischen Heeres aus dem unmittelbaren Erlebnis der Niederlage sofort wieder an die Stelle der neuen Wirkungsmöglichkeit gelangte, während Clausewitz in langer Gefangenschaft in Soissons das Geschehen denkerisch ausloten mußte.

Aber auch Scharnhorst sah sich zuerst bitter enttäuscht, wenn er gehofft hatte, daß am Hof die Niederlage einen Weckruf zur Besinnung ausgelöst haben könnte. Nur mit dem täglichen und letzten Einsatz seiner hohen geistigen Energien vermochte er langsam Schritt für Schritt den Boden zu gewinnen für seine Voraussichten. In zwei Bereichen trug er seinen Angriff vor: im technisch-militärischen und im geistig-moralischen Bezirk, wobei erst in der Vereinigung beider Gebiete im Menschen für ihn das Phänomen des neuen preußischen Soldaten sichtbar werden konnte, der dann imstande wäre, die deutsche Freiheit zu erkämpfen.

Scharnhorst vermochte auf seine ersten Denkschriften zurückzugreifen, die er seinem Eintrittsgesuch in preußische Dienste fünf Jahre zuvor beigefügt hatte. Schon damals hatte er im Erahnen des Kommenden gefordert: Die Artillerie muß aus ihrer Funktion als Anhängsel der Infanterie gelöst und zu selbständigen Verbänden zusammengefaßt werden. Nur so konnte dem Artilleristen Napoleon strategisch-taktisch begegnet werden. Ja, weil man die Heere in Divisionen und Brigaden aufteilte, wurden sie beweglicher gegenüber den Walzen der von einem Massendenken beherrschten Revolutionsarmeen Carnots, die Napoleon übernommen und noch mehr vermaßt hatte. Jedoch auch die Durch-

brechung des Adelsprivilegs für Offiziere — er selbst hatte als Bürgerlicher für sich bei seiner Übernahme ins preußische Heer umgekehrt die Forderung der eigenen Nobilitierung noch stellen müssen, um überhaupt wirken zu können — wurde wieder gefordert: Nur so konnte ein Volksheer geschaffen werden. Denn, das war für Scharnhorst und seine Gleichgesinnten klar: Erst mußte die geistig-militärische Revolution, die Napoleons Heere beseelte, durch eine soziale Evolution in dem eigenen geistigen Gefüge beantwortet werden, bevor man daran denken konnte, sich ihm in der Schlacht zu stellen. Im Kampf zwischen Revolution und Tradition siegt auf lange Sicht stets das Neue, vorausgesetzt, daß dieser Fortschritt wirklich weitere und größere Möglichkeiten in sich schließt. Es erfüllt sich darin nur der allem Leben innewohnende Drang nach immer reicher und stärker werdender Entfaltung. Revolution als Selbstzweck aber verbrennt in ihrer Leidenschaft in gleichem Maße, wie Tradition um ihrer selbst willen zur Versteinerung führt. Scharnhorst erkannte die Lage genau und fand für die Überhöhung und Lösung aus den Fronten — Frankreichs Revolution und Preußens Tradition — die Formel „Tradition u n d Fortschritt".

Damit hatte er gegen die Gefahr sowohl der alle Ufer überflutenden Revolution als auch der im eigenen Flußbett dann eingetrockneten Reaktion die lebendige Form der Evolution erkannt und gesetzt.

So trifft ihn die Katastrophe in höchster seelischer Bereitschaft; er hat den Zusammenbruch kommen sehen, jedoch auch schon die Mittel zur Verfügung, die

„Not zu wenden". Alles geschieht von ihm aus in dieser zwingenden „Notwendigkeit".

Scharnhorsts Volksheer

Das Heer ist zerschlagen. Was kann aus diesen Trümmern gerettet und wieder gebraucht werden? Nur aus sich selbst kann sich das Heer erneuern! Niemals, wenn man ihm von außen neue Prinzipien auferlegt, sondern nur in einer Selbstbefreiung seines Wesens und Selbstbereinigung seiner Zustände ist diese Tat möglich. So werden die „Immediat-Kommissionen" im Zusammenhang mit dem Plan der großen „Militär-Reorganisation" gegründet. Jeder Truppenteil bildet in sich ein Ehrengericht und prüft vor diesem Forum die eigene Sache, also das Verhalten sowohl des Ganzen als auch jedes einzelnen Offiziers in der Katastrophe. Es waren auch diese Kommissionen „Spruchkammern" — aber nicht Inquisitionsgerichte oder Revolutionstribunale mit von vornherein feindlich gesinnten „Richtern", sondern hier ging es um die Überprüfung der eigenen Sache nach den Wertmaßstäben des Soldatischen an sich. Wieder wird die Nähe und doch der abgründige Unterschied zur Französischen Revolution sichtbar. Dort tobte sich der „öffentliche Ankläger" mit Fouquier-Tinville als erstem Muster dieser Gattung aus — und er fand in den ungezählten „öffentlichen Anklägern" unserer eigenen Nachkriegszeit nur seine stümperhaften Nachfolger. Das Ergebnis waren tendenziöse Verfahren, deren sittlichen Rechtswert — damals wie heute —

niemand mehr zu verteidigen wagt. Scharnhorst ließ unter höchster sittlicher Verantwortung den Soldatenstand diesen Besinnungs- und Reinigungsprozeß an sich selbst vollziehen. Hier liegt das Geheimnis begründet, daß zwei Jahre nach der totalen Niederlage ein Kader ausgesiebt war, der, moralisch und soldatisch intakt, das innere Gerüst und Gefüge abgeben konnte für die ihm notwendig auferlegten Aufgaben der Folgezeit.

Dieses in sich gereinigte Offizierskorps stellte „Wohlverhaltenszeugnisse" aus, die „Haltung in der Niederlage" war der Gegenstand der Prüfung, die Charakterfestigkeit. Von dieser neu gewonnenen sauberen Grundlage aus füllte es sich selbst auf, und jeder Portepee-Fähnrich mußte seinen Bildungsgrad erweisen, bevor er dann als Offizier in ein Regiment gewählt werden konnte.

Auf diese Frage nach der selbstgereinigten Führung folgte das Problem des Heeres und seiner neuen Form. Die „preußischen Jakobiner" — denn als solche sollten sofort alle Männer um Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz im militärischen und ihre Freunde im politischen Bereich von Stein, Arndt bis Fichte verächtlich und verdächtig gemacht werden, also alle Geister, die den Fortschritt revolutionär aus einer noch lebensfähigen Tradition entwickeln wollten — waren sich klar darüber, daß die stehenden Söldnerheere Friedrichs des Großen ungeeignet waren, den Ansturm der revolutionären Volksmassen Napoleons aufzuhalten. Es mußte eine eigene Form des Volksheeres gesucht werden. Gneisenau war für die völlige Abschaffung

der stehenden Heere, weil er in Kolberg die Widerstandskraft einer Bevölkerung erlebt hatte, die nicht durch Aufspaltung in Soldaten und Nicht-Soldaten gemindert war. Scharnhorst erschien eine Verbindung und evolutionäre Überleitung aus diesen durch die „Immediat-Kommissionen" selbstgereinigten stehenden Kader mit einer Volksmiliz das zumindest nähere und rascher mögliche Ziel.

Wie weit dieser gemäßigte Reformgedanke die in ihrer Tradition festgefahrenen Offiziere des alten Schlages erschreckte, zeigt Yorck. Er als gebürtiger Preuße wurde ohnehin den Verdacht gegen die von „draußen" gekommenen Scharnhorst und Gneisenau nicht los — deren Sympathisieren mit dem Schwaben Hegel, dem Lausitzer Fichte, dem schwedischen Untertan Arndt und dem Nassauer Stein konnte seine Ressentiments nur noch verstärken — und wandte sich verächtlich von diesem „Natterngezücht der Reformer" ab.

Scharnhorst verfiel, als sich die Evolution vom alten stehenden Heer zum Volksheer nicht rasch genug erzwingen ließ, auf die geniale Aushilfe des Krümper-Systems. Zum stehenden Heer wurde ein Landsturm als Reserve eingezogen, und in kurzer Zeit wurden die Männer in Spezialfunktionen ausgebildet. Dann traten sie als „Krümper" wieder ins Zivilleben, blieben als Reserve bereitgestellt, und ihren Platz nahm ein neuer „Krümper" ein.

Zwei Ziele waren auf einen Schlag damit erreicht: Das von Napoleon erst durch wirtschaftliche Repressalien, dann durch zahlenmäßige Festlegung auf

42 000 Mann herabgeminderte preußische Heer konnte auf diese Weise durch die Restriktionsmaßnahmen stärker zusammengehalten werden. Wichtiger aber war: Der Gedanke des Volksheeres wurde durch die entlassenen „Krümper" in ganz Preußen vorbereitet.

Die letzte Antwort Scharnhorsts auf Napoleons Forderung der Herabsetzung der Heeresstärke (auf zahlenmäßig die Hälfte des Heeres, das Friedrich der Große beim Regierungsantritt von seinem Vater übernommen hatte) war der Ausbau der Kriegsschulen, deren Leitung er übernahm. Die Zentralstelle für das Bildungswesen hatte man ihm zwar vorenthalten, doch er konnte auch in der geringeren Position seine selbstgestellte Aufgabe durchsetzen. Am 15. Oktober 1810 begann der Unterricht auf der Kriegsakademie. Hier zeichnete er am Beispiel des napoleonischen Offiziers den geisttötenden Mechanismus, nach dem der Franzosenkaiser seine Truppen autokratisch führte und den eigenen Offizieren bis zum Marschall nur die Stellung von Funktionären ließ, und rief dagegen seine jungen preußischen Offiziere auf, das Gegenbild der geistgetragenen und selbstverantwortlichen Persönlichkeiten in sich zu befreien. Auf diese Weise begegnete er Napoleons Absicht, aus Preußen ein kleines Hilfskorps vermaßter Soldaten herauszupressen. Die Elite seiner „grande armée" würden Napoleons Garden stellen, um sie gruppiert als geistiges Fußvolk die Detachements der Satelliten. — Man muß nur durch die abgewandelten Inhalte die ewig sich gleichbleibenden Formen zu erkennen versuchen, um bis in die Gegenwart hinein die Ähnlichkeiten festzustellen.

Die Inhalte wiederholen sich nie in der Geschichte, ihr Ablauf geschieht in sich gleichenden Formen.

Der Weckruf

Auch Scharnhorst allein hätte das Werk nicht geschafft. Wohl sind es nur wenige, doch der Zusammenklang dieser Erlesenen ergibt den reinen Weckruf, auf den die Niedergedrückten warten. Und dieser Akkord wird nicht eingestimmt im Augenblick des lauten Sieges, sondern in der Stunde des vorangegangenen Todes. Auch Beethovens Schicksalssymphonie muß sich aus dem bedrückenden c-Moll erst über viele Engführungen zum befreiten C-Dur hindurchringen.

Aber auf die Schicksalstonart c-Moll muß das Herz dieser Gefährten eingestimmt sein. So hatte Clausewitz in der Schlacht bei Jena-Auerstedt das einzige Mal in seinem Leben ein großes Kommando geführt (die Schützendivision des Prinzen August). Die Zeit, da das Dunkel der völligen Niederlage sich nun über sein Land ausbreitete, erlebte er als Gefangener in Nancy und Soissons. Wieder war er, den ein Pol seines Wesens stets zu höchstem Handeln trieb, in die Betrachtung abgedrängt. Er sah in der Fremde, im Elend der Gefangenschaft wohl manche Ereignisse schärfer und drohte am Zusammenbruch Preußens zu zerbrechen. Nach 1½ Jahren kam er zurück, für damalige Verhältnisse ein „Spätheimkehrer". Von allen Freunden hatte er das Los der Gefangenschaft am längsten getragen.

Wieder anders Ernst Moritz Arndt. Im Unglücks-

jahr 1806 nach Greifswald als Geschichtsprofessor berufen, forderte er einen schwedischen Offizier, der sich aus seiner geruhsamen Neutralität abfällig über Preußen geäußert hatte, zum Duell. (Dabei hatte dieser angesichts der Haltung Deutscher in der Niederlage damals sicherlich ebenso viele Beispiele der Würdelosigkeit vor Augen wie wir heute!) Arndt wurde schwer verwundet und konnte sich jahrelang nicht erholen.

Fichte hatte in seiner Vorlesung über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" kurz vor der Katastrophe Not, Gefahr und Möglichkeiten zur Überwindung umrissen. Mit dem preußischen König wich er nach Königsberg aus, wo er Kants verwaisten Lehrstuhl einnahm. Als ob das Schicksal symbolisch den Menschen die geistige Abfolge und Ausweitung von Kants Preußentum zu Fichtes Deutschheit hätte vor Augen führen wollen! Den König hatte er mit seinem Wort bestärkt: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat."

Ein Zuhörer berichtete Fichtes Wirkung nach der ersten Vorlesung am 5. Januar 1807: „Die Ankunft Fichtes brachte eine große Bewegung bei alt und jung in allen Ständen hervor ..." Kein Vierteljahr nach Jena-Auerstedt!

Kurze Zeit später zieht es ihn ins französisch besetzte Berlin: „Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst erinnert."

Am 13. Dezember 1807, mittags 12 Uhr, begann er,

oft durch die Trommeln der aufziehenden französischen Wache unterbrochen, seine „Reden an die deutsche Nation".

Der deutsche Geist hatte die Niederlage überwunden.

1871: Reich oder Nationalstaat?

Viele und in ihrem Herkommen völlig verschiedene Straßen münden in die Wegespinne, die 1870/71 dann zur Vereinigung der Deutschen führt, und es sind die vielfältigsten Menschen, Völker und Geistesgruppierungen, die in diesem Augenblick dieses Wegekreuz passieren oder zumindest betroffen und beobachtend am Rand stehen. Daß an dieser Wegemarke für uns Deutsche heute noch als wichtigste Orientierung das Wort „Reichsgründung" leuchtet, gleichzeitig aber auch von damals zu unserer Gegenwart tragische Schatten, geschichtliche Mißverständnisse und politische Mißweisungen den einstigen Glanz des Tages verdüstern, soll nicht aus dem tendenziösen Blickwinkel von heute, sondern aus einer Entwirrung der verschlungenen Pfade und der Aufhellung und gleichmäßigen Ausleuchtung des geistigen Horizontes erkannt und gedeutet werden.

Am Beginn unserer Analyse des aus so mannigfaltigen Quellen gespeisten geschichtlichen Ereignisses müssen wir klar und nüchtern feststellen: Die Reichsneugründung war ein romantischer Wiederbelebungsversuch einer geschichtlich überholten Daseinsform

der politischen Ordnungsmöglichkeiten. Das sei gegen allen wehmütigen Fernzauber, bei aller uneingeschränkten Verehrung des staatsmännischen Genies Bismarcks, dem das feldherrliche Genie Moltke zur Seite tritt, ausgesprochen. Die Uhr der Weltgeschichte zeigte bereits neue Zeiten und erwies die Reichsgründung bei aller Großartigkeit und Zwangsläufigkeit als eine Restauration. Wenn auch die Coda einer Bruckner-Sinfonie noch einmal alle Themen sammelt und in der Tonika zusammengefaßt und gesteigert ausklingen läßt, so war doch dort wie hier die eigentliche Sinfonie des Deutschen Reichsgedankens bereits 1250 beendet. Die Staufer waren das großartige Ende dieser Sinfonie, die mit den Karolingern begonnen, sich über Sachsen, Salier entfaltet und in Fiorentino ihren Schlußakkord gesetzt hatte. Nach dem mißglückten Versuch, das Interregnum durch die Habsburger zu beenden, wird für die Schweizer Innerkantone 1291 die Nachricht vom Tod Rudolfs von Habsburg zum Alarmsignal, das die Bauern zu ihrem Schwur auf dem Rütli zusammenrief. Von nun an steht der demokratische Gedanke, von den Schweizern zum ersten Male in unserer mitteleuropäischen neueren Geschichte wieder durchgekämpft, im Ringen mit der durch die Jahrhunderte langsam absterbenden monarchischen Herrschaftsidee. Es gilt hier nur die leidenschaftslose historische Feststellung, nicht die politische Zustimmung zu dem einen oder anderen Ordnungsprinzip.

Da zeigt sich folgende geschichtliche Entwicklung: Alles, was von 1250 bis 1806 sich innerhalb der Gedankenwelt der Reichsidee ereignet, ist Rückzugsge-

fecht, abwechselnd mit Romantik und aus ihrem Geist versuchter Restauration. An Maximilian I. wird es offenkundig. Sein Nachfolger auf dem deutschen Kaiserthron weicht nach Spanien aus, wo seinem Sohn Philipp II. eine neue Ausprägung der dynastischen Herrschaftsidee in der Form der Apostolischen Majestät gelingt, während in Deutschland nur noch das Schemen eines Reiches durch die Jahrhunderte geistert.

Späte Ausformungen des dynastischen Prinzips

Frankreich kann, unterbaut durch den aufkommenden Nationalstaatsgedanken, die Form der Allerchristlichsten Majestät schaffen. Aber diese Idee und ihr letzter Träger werden von den geistigen Erben der Verschwörer auf dem Rütli — zu Maximilians Zeiten waren es die Anhänger des Bundschuhs, jetzt hießen sie Jakobiner — beseitigt. Im Grunde genommen wiederholt sich der gleiche Vorgang. Wie die Eidgenossen 350 Jahre zuvor den ideellen Bruder der Capets, den Burgunderkönig Karl den Kühnen, erschlagen hatten, so muß jetzt Ludwig XVI. vor den Geisteserben und Trägern der demokratischen Idee „in den Sack niesen". Und wiederum 125 Jahre später bereiteten auf der gleichen Entwicklungslinie bolschewistische Henker der Zarenfamilie ihr Ende.

Es war nur folgerichtig, daß vor dem Ansturm der Französischen Revolution — ob Napoleon sich selbst wieder gekrönt hatte, ist minder wichtig als die geistige Tatsache, daß er ihre Errungenschaften usurpiert

hatte — der letzte Habsburger das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation" auflöste.

Napoleon hatte die Erben der friderizianischen Staatsidee bei Jena und Auerstedt vernichtend geschlagen und Preußen bis nach Tilsit zurückgedrängt und besetzt. Er selbst wurde in der rückflutenden Bewegung von den Preußen besiegt, nachdem die „Jakobiner" Scharnhorst, Clausewitz, Gneisenau, Grolmann, Boyen das Heer revolutioniert hatten.

Die zweite französische Republik wurde von Napoleon III. wiederum politisch auf dem Zwischenweg über die Diktatur beseitigt. Hier setzt nun der Kampf der Herrschaftsprinzipien ein. Wieweit der zweite Kaiser der Franzosen auch wirklich blutsmäßig ein Napoleonide war, wird sich wohl kaum noch feststellen lassen. Daß er aber geistig und in allen politischen Hergängen sein großes Vorbild nachahmte und zu restaurieren versuchte, ist aus jeder seiner Handlungen ablesbar.

Sieg und Niederlage sind keimhaft in den Trägern des Schicksals bereits eingegeben, lange bevor sie zur ersten Tat antreten. Napoleon III. erwies sich als Hemmschuh der französischen Entwicklung und erlag dem gleichen Gesetz wie sein Vorgänger. Beide verschlang die von ihnen aufgehaltene demokratische Idee, beide hatten den Zug der Zeit nur bis dahin erkannt, wo er ihnen den Weg zur eigenen Macht wies; dort angelangt, führten sie ihn auf das dynastische Gleis. Das bedeutet aber zum mindesten die Abkehr vom eigentlichen Weg, wenn nicht gar die Umkehr.

Die preußische Entwicklung zu Deutschland hin

jedoch hatte noch Möglichkeiten ihrer Erfüllung, einer abermaligen Durchdringung des monarchischen Gedankens, wenngleich dieses Prinzip selbst einer versunkenen Zeit angehörte. So schien es wenigstens. Der alte Weg über Österreich-Habsburg war verbraucht und konnte nur in Gehirnen noch einmal gedacht werden, die im Rausch eines Sieges über einen revolutionären Neuerer dann in die Restauration des glücklich aus der Gefahr geretteten Besitzes zurückfallen müssen. Das war der Hintergrund der Restauration Metternichs, die ihrerseits nun Frankreich auf dem Wiener Kongreß die Möglichkeit gab, als gleichberechtigter Partner aufzutreten und auf der anderen Seite zu Hause das Spiel der großen Revolution in verkleinertem Maßstab zu wiederholen.

Doch die deutschen Heere marschierten nach Paris mit einer anderen geistigen Marschkompaßzahl. Es war nicht Besinnung auf das 1806 selbst begrabene „Heilige Römische Reich Deutscher Nation" (diese Gedankengänge mußten bei Metternich münden), sondern der Marsch führte aus dem Kern Preußen zu der sich entwickelnden Idee Deutschland. Das war die zweite Straße, die zum Knotenpunkt der Ereignisse führte. Sie ist in ihren Abmessungen auf der Karte sinnfällig abzulesen. Preußen, am 18. Januar 1701 in Königsberg zum Königreich erhoben, war von Friedrich dem Großen als Großmacht im europäischen Spiel durchgesetzt worden. Das ging aber nur auf Kosten Österreichs, dessen Vormachtstellung historisch und real-machtmäßig nicht mehr möglich war. Berlin war das Zentrum der Erhebung gegen Napo-

leon gewesen. Nehmen wir die Wegstrecke Königsberg–Berlin in den Zirkel und schlagen wir einmal nach Westen um — und wir kommen nach Frankfurt. Hier hatte Bismarck den österreichischen Gesandten diplomatisch ausmanövriert. Und nun schlagen wir noch einmal von Frankfurt als Zentrum den Zirkel um das gleiche Maß nach Westen — und wir stehen vor Versailles. Man mag solche Gedanken und Bilder als müßige Spielerei belächeln, anderen eröffnen sich daran welthistorische Perspektiven und Zusammenhänge. Denn das Schicksal schreitet nicht wahllos durch Länder und Zeiten, sondern es erfüllt sich in Gesetzen.

Die Fronten formieren sich

So zeigt sich folgendes Ergebnis: Zwei Napoleone überwinden den demokratischen Aufbruch der Französischen Revolution, usurpieren deren vorwärtsdrängende Gedankenwelten und biegen sie auf dem Umweg über die Diktatur zu ihren eigenen dynastischen Zielen und Zwecken um. In diese geistige Bruchstelle vermag Preußen zu stoßen. Bei Leipzig standen Sachsen und Bayern noch gegen Preußen; in Versailles hat Preußen nicht nur den Norddeutschen Bund, sondern das neue Reich in seinen geistigen und machtmäßigen Sog gezogen und das soeben noch geschlagene Österreich in die Neutralität verwiesen. In dieser seelischen Bereitschaft greift das neue mitteleuropäische Zentrum nach der westlichen Peripherie aus.

Dieses Spiel wird von allen Seiten aufmerksam

beobachtet. Die Verbündeten von 1815 haben jetzt die Hände frei. England sieht nicht ungern die balance of power im Ringen um die Entscheidung; es hat selbst die Freiheit zum Ausgriff und Ausbau seines Empire. Rußland erhebt wieder seinen Anspruch auf einen eisfreien Hafen auch in Europa und drängt über den Balkan und die in eigener Schwäche und Rückständigkeit ertrinkende Türkei zu den Dardanellen. Jeder verfolgt so das Ringen Frankreichs um seinen Bestand und das Ringen Preußen-Deutschlands um seine neue Gestalt und verknüpft damit mittelbar seine eigenen Ziele. Sie liegen innerhalb der realen Machtverhältnisse, die nun taktisch ausgenützt werden. Nur eine Macht schreitet zur großartigen und auf Jahrhunderte geplanten Neuorientierung ihrer Strategie: die Papstkirche in Rom. Wie sie 1215 auf dem großen vatikanischen Konzil politisch den Staufersturz vorbereitete, durch die Zentralisation der Eucharistie und die Erhebung der Gestalt Mariens an die Seite der Dreifaltigkeit die geistigen Sammelpunkte schuf, um die bei der erwitterten Diffusion des Glaubenslebens die Macht immer wieder gesammelt werden könnte, so geschah es auch jetzt. Es galt die große und leichtfertig unterschätzte Geistesbewegung der gesamtabendländischen Aufklärung wieder einzuholen und womöglich zu überflügeln. Bei Napoleons I. Selbstkrönung durfte der Papst bereits assistieren — nach den Erfahrungen mit Joseph II. ein großer Fortschritt.

Wichtiger aber war die geistige Auseinandersetzung zwischen den Weltbildern. Vom Vatikan aus gesehen,

schien die Aufklärung ihren Zenit überschritten zu haben. Nun konnte man darangehen, das seit 1543 mit dem Bann belegte kopernikanische Weltbild zu „dulden". Doch was heißt Toleranz innerhalb einer geistigen und geistlichen Weltordnung, die den Anspruch der alleinseligmachenden Totalität erhebt? Im Augenblick der geistigen Verflachung und Ermattung des Gegners könnte man unbeschadet die Zügel wieder anziehen. Und so handelte man auch in den 50 Jahren von der Duldung des heliozentrischen Weltbildes bis zum vatikanischen Konzil. Mit gelassener Ruhe hatte man folgende geistigen Bewegungen und Erscheinungen registriert: Robert Mayer hatte mit dem Gesetz von der Konstanz der Energie das Weltbild abgeschlossen. Die Politik wies über Prudhons „Qu'est-ce que c'est la propriété" (1840), Engels' „Umriß der Kritik einer Nationalökonomie" (1844), Marx' „Misère de la philosophie" (1847) auf die politische Entladung der 48er Revolution hin, und diese wird als die zahme, nachgestümperte Wiederholung der Ereignisse von 1789 erkannt.

Schwieriger schon mochte die Einordnung (im eigentlichen Sinn von „Rückführung in die Ordnung") des menschlichen Erkenntnisdranges geworden sein. Die Philosophie des 19. Jahrhunderts hatte seit Kant jedem Dogmatismus den Boden abgegraben. Johann David Straußens „Leben Jesu" wurde erweitert durch Feuerbachs „Wesen des Christentums". Auf ihren Gedanken bauten die großen Realisten der Dichtung von Grabbe über Herwegh bis zu Gottfried Keller und weiter bis zu Ibsen und hin zum Natura-

lismus. Nicht zuletzt wird jetzt auch Schopenhauer herangezogen, dessen „Wille in der Natur" (1836) gern als Vorgriff auf Darwins „Entstehung der Arten durch Zuchtwahl" (1851) schon damals angesehen und gedeutet wurde. Die zeitliche Nähe seines Hauptwerkes zu Marx' „Kritik der politischen Ökonomie" (1851) ist nicht zufällig.

Letzte Zuspitzung, Tat und erste Folgen

Aber auch hier zeigt sich in den vom Vatikan aus gesehen gegnerischen Reihen bereits der Ausweg. Sören Kierkegaard, selbst schärfster Analytiker der aufgeklärten Gedankenwelten, deren Fürsprecher er lange Zeit war, kommt zu dem Augenblick, da er in der politischen Parallele zum Anarchismus die Ausweglosigkeit der Aufklärung erkennen muß, und ist nicht harmlos und rationalistisch genug, um sich wie Auguste Comte im Positivismus zu verflachen. So vollzieht er im Bewußtsein der völligen Ausweglosigkeit den Salto mortale rückwärts ins Christentum im Aufschrei: „Credo, qui absurdum."

Hier setzte die Geistesstrategie der Kirche ein. Jetzt wurde der „Unfehlbarkeitsanspruch des Papstes in Glaubensdingen" zum Dogma erhoben und zu der Stunde verkündet, als die deutschen und französischen Heere zur Entscheidung auszogen. Der Augenblick war gut gewählt. Der Versuch der Einigung Deutschlands unter geistigem Rückgriff auf ein vom Papst unabhängiges Kaisertum, sogar mit einem protestantischen Träger der Krone — vielleicht konnte er noch

einmal aufgefangen werden. So erließ der durch das Unfehlbarkeitsdogma gestärkte Papst Pius IX., nachdem er im „Syllabus" (8. Dez. 1864) schon die geistige Verhärtung seines Anspruches angedeutet hatte, ein Schreiben an den preußischen Monarchen, worin er ihn vor seinem Griff nach der deutschen Kaiserkrone warnte und in letzter Stunde davon abbringen wollte. Die Parallele zu ähnlichen Handlungen Gregors VII. in den Jahren 1073 bis 1076 drängte sich Bismarck geradezu auf, und sein späteres Wort mag hier zum erstenmal in ihm sich geformt haben: „Wir gehen nicht nach Canossa."

Preußen siegte — und hob die westliche Ausprägung der Demokratie damit endgültig in den Sattel. Das am 18. Januar 1871 ausgerufene Deutsche Reich wurde noch kein halbes Jahrhundert später im gleichen Versailles von den Demokratien des Westens zerschlagen. Als der Großherzog von Baden das erste Hoch auf Kaiser Wilhelm ausbrachte, war keine Zeit gewesen, eine Festmusik komponieren zu lassen. Aber noch heute wehen uns aus dem Gemälde Werners die Klänge entgegen, die instinktsicher der große musikalische Revolutionär dieser Zeit schon längst gefügt hatte: Richard Wagners Vorspiel zum dritten Akt seines Lohengrin. Fünf Jahre nach der Reichsgründung besuchten die Gründer des Deutschen Reiches, der Kaiser und sein Kanzler, in Bayreuth die ersten Festspiele.

Bis zu diesem Augenblick war Nietzsche mit Wagner gegangen. Jetzt kam es zum Bruch zwischen den beiden revolutionärsten Geistern dieser Zeit, noch bevor sich zum erstenmal der Vorhang hob.

In Nietzsche war wieder ein anderes Wort wach geworden. Als Sanitätssoldat hatte er die Verwundeten heimgeführt. Und wie er im Güterwagen über den Leiden seiner unter den Schienenstößen aufstöhnenden Schutzbefohlenen der Tragödie nachsann, die er gerade durchlebte, enthüllte sich ihr Wesen in der Formel: „Wahn — Wille — Wehe."

Moltke als Erzieher

Wohl nie ist in der Geschichte des preußisch-deutschen Soldatentums ein Mann auf dem Weg bis zu seiner endgültigen Entfaltung krasser fehlbeurteilt worden bei den entscheidenden Stationen seines Werdeganges, niemals wurde ein Feldherr nach Erreichung der letzten Sprosse und dem Beweis des ersten Geniestreiches dann auch einhelliger von Freund und Gegner anerkannt und gewürdigt als Helmuth von Moltke, der Sieger von Königgrätz und Sedan. Mit seinem überlegenen Geist und lauteren Charakter zwang er die ihm rangmäßig oft übergeordneten Heerführer in seine strategischen Konzepte. Das große ideale Gleichgewicht zwischen Truppenführer und Generalstabschef, wie es nur einmal in unserer neuen Kriegsgeschichte dem menschlich so verschiedenen und durch Charakter ausgewogenen Paar Blücher-Gneisenau den Sieg über Napoleon ermöglichte, wurde später nie wieder erreicht. Vor Moltkes Genie verstummten die Heerführer und wurden zu ausführenden Meistern ihres Handwerkes, die ihm widerstrebend oder willig gehorchten.

Man mag über die politischen Schicksalswege, die zu Königgrätz-Sadowa führten, geteilter Meinung sein.

Aber über diesen Kampf im geistigen Vorfeld hinaus erhob sich mit der entscheidenden Schlacht schon damals jener Soldat, der das Schicksalsringen für Preußen entschied.

Im Rückblick auf seine Gestalt und die von ihm herbeigeführten Ereignisse will es scheinen, als habe die Göttin der Geschichte selbst so lange gezögert und ihn als Menschen immer wieder erprobt, bis sie Moltke in die höchste Verantwortung stellte. Den Aufstieg zur höchsten Einsamkeit des Ruhmes mußte er sogar mit dem Glück seiner Ehe mit seiner jungen Frau bezahlen.

Als der im Jahre 1800 im mecklenburgischen Parchim geborene und in Dänemark zum Leutnant erzogene Helmuth von Moltke mit 21 Jahren vor seinem neuen Dienstherrn, dem preußischen König Friedrich Wilhelm III., mit seiner Kompanie vorbeidefilierte und durch seine schlechte Haltung auffiel — der hochgewachsene Offizier war durch seine Hungerjahre im dänischen Kadettenkorps unterernährt und hielt sich nur mit letzter Energie aufrecht —, quittierte der Gemahl der früh verstorbenen Königin Luise die Übernahme ihres einstigen Landsmannes ins preußische Heer abschätzig: „Auch keine besondere Akquisition." Und doch sollte diese „Erwerbung" dann seinem zweiten Sohn — Wilhelm I. — zur deutschen Kaiserkrone verhelfen.

Bis dahin war indes noch ein weiter, entsagungsvoller Weg durch Hungerwüsten und Dämmerzeiten des Verkanntseins. Wenn es nach Brauch und Papierregel gegangen wäre, hätte Moltke niemals den einsamen und höchsten Gipfel seiner Laufbahn erstiegen, sondern wäre vorher in der Anonymität der Allzuvielen versunken,

die ihren Dienst brav und treu, aber glanzlos geleistet haben. Denn um die Mitte des Jahres 1855 wurde dem damaligen Chef des preußischen Generalstabs, General von Reyher, aufgetragen, das höhere Offizierskorps daraufhin zu überprüfen, wen er als Nachfolger vorschlüge. Unter den Kandidaten befand sich auch der Generalmajor von Moltke, über den von Reyher urteilte: Moltke sei zwar ein selbst für höhere Dienststellungen brauchbarer Generalstabsoffizier, „allein einesteils fehlt es ihm an Übung, anderenteils scheint er sich körperlich der Invalidität zu nähern, und endlich mangelt ihm die Kraft und die Männlichkeit, ohne welche ein Truppenbefehlshaber seine Autorität auf die Dauer nicht zu behaupten vermag".

Dennoch entschied sich der König für Moltke. Wenige Jahre blieben noch Zeit, bis ihm die höchste Verantwortung übertragen wurde. Im gemeinsamen Feldzug der Österreicher und Preußen gegen Dänemark hatte der Generalstabschef nur beratende Funktionen und durfte bestenfalls als Beobachter die Kampfhandlungen hinterher kritisieren. Die schwierigen Lagen bei Apenrade und Alsen rührten daher, daß man Moltkes Pläne überhaupt nicht beachtet hatte.

König und Feldherr

Jetzt aber, am Vorabend von Königgrätz, löste der König die Stellung des Generalstabschefs aus dem Kriegsministerium und unterstellte sich Moltke unmittelbar.

So standen die Dinge auf des Messers Schneide, und in diesen Stunden war wieder einmal das Schicksal Preu-

ßens auf zwei Menschen gehäuft. Solche Augenblicke konnten nur Männer geistig und seelisch durchstehen, die über die Schwankungen des Tages hinausgewachsen waren und denen eine innere Stimme ihr Ziel wies. Der König war damals 69, Moltke 66 Jahre alt. Junge, aufbrausende Naturen, und seien sie noch so genial, wären an dieser Aufgabe gescheitert. Hier aber vollzogen sich die letzte geistige Läuterung der Charaktere und ihre Prüfung vor der Geschichte in dem Augenblick, als das Schicksalspendel bereits losgelassen war und nun den Seelen zuschwang, die es in der großen Gelassenheit aufzufangen vermochten.

Gewöhnliche Menschen hätten des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr und die Ungeduld, womöglich auch der Ehrgeiz aufgefressen. Bei Moltke dagegen wirkt sein Weg dorthin wie eine große Zubereitung auf diesen Tag, und es schien, als ob er ihm in aller Gelassenheit entgegengereift wäre. In der Stunde, da andere Menschen nach Beendigung ihres treugeleisteten Dienstes in den Abend der Altersruhe eingehen, trat Moltke an zur beharrlich erwarteten Tat.

Seine Ernennung zum General der Infanterie am 8. Juni 1866 geschah nicht, um ihn damit in Ehren zu verabschieden. Im Gegenteil: Mit dieser Beförderung in der Stunde des Aufbruchs nach Königgrätz sollte er auch rangmäßig den Befehlshabern der Armeekorps gleichgestellt werden, damit sie eher geneigt seien, aus seiner Hand die Befehle entgegenzunehmen.

Moltke wurde das Beispiel, wie ein Feldherr rein aus der denkerischen Konzeption bereits am Schreibtisch

lange zuvor eine Schlacht bis in alle Einzelheiten entwirft, sie im Geist entwickelt und der sie von da aus mit einer geradezu unheimlichen Konsequenz bis zum letzten Schuß auf dem Schlachtfeld durchführt. Die Schlacht bei Königgrätz wurde von ihm in seinen Aufmarschbefehlen bereits 14 Tage vorher bis in die Einzelheiten schriftlich fixiert. Alles andere war Ablauf der Uhr nach einem genial entwickelten Plan. Hier ist die Vernichtungsschlacht, das „Cannae", visionär geschaut und dann kühl und in höchster Einfachheit im Aufmarschplan schon enthalten wie die Frucht im Samenkorn. Wenn bei Königgrätz sich doch noch Teile von Benedeks Heer retten konnten, so lag dies nicht an der Konzeption der Schlacht, sondern an kleinen Fehlern bei der Operation der Truppenführer.

Der Verlauf der Schlacht, die Unwägbarkeit und Zwischenfälle sind oft dargestellt worden. Aus allem traten Moltkes Ruhe heraus und die Antwort, als für einen Augenblick das Glück sich zu wenden schien! Auf die Frage des Königs, welche Befehle er für den Rückzug vorbereitet habe, antwortete der Feldherr: „Hier wird nicht zurückgegangen, hier geht es um Preußen." Er wußte, in diesen Minuten müsse der Kronprinz eingreifen. Und mit der Präzision einer Uhr trat dessen Armee auf das Schlachtfeld. Moltke, den man in der Umgebung des Königs bereits verächtlich als den Gescheiterten glaubte übersehen zu dürfen, der aber selbst diese Einsamkeit brauchte, um durch nichts abgelenkt zu werden, um kein Ereignis zu überhören, ritt zum König und meldete: „Seine Königliche Hoheit der Kronprinz greift eben ein. Eure Majestät haben die Schlacht gewonnen."

Als Moltke Jahre zuvor den Generalstab übernommen hatte, bestand dieser aus 18 Offizieren; insgesamt gehörten ihm mit allen Verbindungsoffizieren 64 Männer an. Das war Moltkes großer Augenblick. Er hatte die Möglichkeit, die Mitarbeiter auszuwählen und mit dieser von ihm geschulten Elite seine damals revolutionären Gedanken durchzusetzen. In der allgemeinen Truppenführung herrschte noch das napoleonische Denken in Massenheeren. Auch Moltke konnte sich nicht ohne weiteres diesen Vorstellungen entziehen. Er aber erkannte ein Problem, das für seine Zeit entscheidend werden sollte: Wie mache ich diese Massen beweglich? „Getrennt marschieren, vereint schlagen" — doch dies aus der Bewegung des Aufmarsches aller Kontingente heraus; das war seine ureigene Tat. Er hat die Eisenbahn als revolutionäres Mittel erkannt und eingesetzt, dreißig Jahre, nachdem der erste Vorortzug von Nürnberg nach Fürth gefahren war. Und ebenso stellte er als erster den Telegraphen in seinen Dienst und benutzte ihn zur schnellsten Befehlsübermittlung.

Königgrätz wurde die reife Frucht jahrelanger Studien. Moltke legte mit seiner Arbeit damals die Methoden jeglicher Generalstabsplanung für spätere Zeiten fest. Sein Generalstab hat in stets wiederholtem Spiel und Gegenspiel den „Aufmarsch der preußischen Armee in einem Kriege gegen Österreich" neben anderen Plänen durchdacht. Jede geschichtliche Erfahrung aus den Kriegen Friedrichs des Großen wurde auf ihre Verwendbarkeit überprüft. Jeder politische Einzelfall wurde durch-

exerziert: „Mit Sachsen — gegen Sachsen, Bayern als Bundesgenosse, neutral oder Gegner." Drei Jahre nach Moltkes Ernennung liegt der erste Plan fest; in den beiden Folgejahren wird er stets verbessert, dann aber festgehalten.

So weit hat der Generalstab als Ganzes gearbeitet. Dann beginnt die letzte Feile des Feldherrn, des Künstlers. Wie ein Bildhauer immer mehr vereinfacht, alles dem Augenblick Verhaftete wegnimmt und nur das Wesentliche stehenläßt, so auch der Feldherr. Drei Wochen vor der Schlacht kann nun der in seiner Einfachheit überzeugende Aufmarschplan des Feldherrn in wenige Sätze gefaßt werden.

Auf den Mann und auf die Stunde genau wurde am 3. Juli 1866 Königgrätz wie eine reife Frucht geerntet. Über allen Handlungen Moltkes steht das Losungswort: Reife. Nur von reifen Könnern dürfen dann auch alle Aushilfen gewagt und gewonnen werden.

Sieger von Sedan

Ein Genie wiederholt sich niemals, allein es entwirft aus einem sich gleichbleibenden und gefestigten Charakter seine verschiedenen Pläne. Der Stil bleibt sich gleich, die Thematik wechselt. Aber es ist ein notwendiger Wechsel, der nur neues Leben gebiert, ohne seine Kraft an fremde Ziele zu verschwenden. Musikalisch gesprochen: Das Genie entfaltet sich wie ein großes Thema in Variationen, oder, wie Goethe es nannte, es durchlebt Metamorphosen.

Vier Jahre später wurde Moltke diese große Variation

zu Königgrätz abverlangt in der Schlacht bei Sedan. Doch bis es zu diesem zweiten „Cannae" kam, mußten die schwierigsten Lagen überwunden werden. Völlig anders als bei Königgrätz, wo Moltke aus weiten Umfassungen auf einen Punkt zusammendringen konnte, mußte er 1870 aus engster Konzentration in die Pfalz vorstoßen. Alles schien schiefzugehen: Die Armee Steinmetz schob sich bei Saarbrücken vor die zweite Armee, der Kronprinz trat mit seinen Truppen zu spät an. Das Uhrwerk wollte nicht mehr funktionieren. Aber nun zeigte sich der Feldherr, der seinen genauen, doch jetzt gestörten Plan durch meisterhafte Aushilfen so lange verschob, bis er ihn wieder anwenden konnte. In vier Tagen vereinte er die erste und zweite Armee hinter Metz wieder. Dann schlug er unter dem höchsten Wagnis einer verkehrten Front bei St. Privat, Vionville usw. die Vorschlachten mit Richtungen gen Osten. Das war höchste Kühnheit, zu der sich der kühle Rechner im Augenblick der größten Not erhob. Und doch waren auch diese Episoden gegen Bazaine nur die geniale Aushilfe, um zum endgültigen Ziel zu kommen: zur Einkesselung der Truppen des französischen Kaisers bei Sedan. Dort wagte Moltke sein zweites „Cannae" — und gewann es.

Aber in diesem Augenblick, als die deutschen Truppen nun nach der gewonnenen Schlacht und der Gefangennahme des Kaisers der Franzosen auf Paris zustrebten, erwartete den Feldherrn auf der Höhe seines Ruhms die größte Erprobung seines Charakters. Bismarck, der Sieger von Nikolsburg, verlangte das Mitspracherecht an den weiteren militärischen Plänen. Moltke war nicht gewillt, der Politik das Zugeständnis zu machen; er müs-

se unbeeinflußt seine strategischen Entschlüsse fassen.

Geistige Grundlegung

Als König Wilhelm durch Moltkes Siege zum Deutschen Kaiser aufgestiegen war, ernannte er Moltke zum Feldmarschall. Damit hat das Leben dieses Mannes nach 6½ Jahrzehnten der Vorbereitung in fünf Jahren seine Erfüllung gefunden. Es gab keine weiteren Stufen mehr zu ersteigen. Und doch schenkte ihm das Leben noch zwanzig Jahre, diese Erfolge auszubauen. Moltke widmete sich dieser Aufgabe der geistigen Grundlegung des preußischen Generalstabs mit der ihm eigenen Energie und Leidenschaft bis zu seinem 88. Lebensjahr. Aber nicht nur der Feldherr baute nun seinen Generalstab aus. Als der Reichstag die Gesetzgeberschaft übertragen bekam, galt es mit der Macht und Würde der Persönlichkeit auch vor dem Forum des Volkes die Gedanken zu vertreten, die er glaubte in der Fülle und Reife seines Lebens gewonnen zu haben. Als Abgeordneter des Reichstages ergriff er noch als 90jähriger das Wort und zwang seine Hörer in die Kraft und Vollkommenheit seines Geistes.

1888 starb der Kaiser. Dem todkranken Sohn, dem Moltke schon als Adjutant gedient hatte, folgte nach 99 Tagen der Enkel. Der junge Monarch fragte den greisen Feldmarschall an dessen 90. Geburtstag, ob einem Mann wie ihm, den das Leben doch zu allen Höhen geführt hatte, noch ein Wunsch geblieben sei. Und Moltke antwortete aus der Größe und Demut seines Herzens: „O

ja, Majestät, ich möchte noch einen Baum wachsen sehen."

Am 24. April 1891 saß man wie allabendlich im Haus des Feldmarschalls beisammen. Man hatte musiziert und eine Partie Whist gespielt. Nun spielte der Neffe, der Hauptmann Helmuth von Moltke, mit einem Freund des Hauses, Dressler, die Cellosonate von Chopin. Der greise Feldmarschall verspürte eine leise Beklemmung, ging ins Nebenzimmer, und als man kurze Zeit später nach ihm sah, war er still und unauffällig gestorben.

Aber ein Mensch, der sich so vollkommen in sein Werk verschwendet hat, kehrt auch an die Stätte seines Wirkens zurück. Es will sich kaum mit der Nüchternheit unserer Großeltern vertragen, wenn wir folgenden Bericht lesen:

Die Offiziere Prinz Max zu Hohenlohe und Harald Graf Gröben hatten am 24. April 1891 noch bis in den tiefen Abend im Großen Generalstab gearbeitet. Als sie das Dienstgebäude verließen, kam ihnen der greise Feldmarschall entgegen, ging, ganz gegen seine Gewohnheit, ohne Mütze an ihnen vorbei und beachtete ihren Gruß nicht. Der Posten präsentierte, aber auch an ihm vorbei verschwand der Feldmarschall grußlos im Tor des Generalstabsgebäudes. Der Wachhabende trug ins Dienstbuch ein: „Der Generalfeldmarschall hat zu später Stunde das Gebäude betreten."

Wie man am anderen Tag feststellte, war es die Stunde gewesen, in der Moltke seinen Geist aufgegeben hatte.

Otto von Bismarck

Wir Deutschen sagen Bismarck und fassen in dieses Wort und die es umschließende Gestalt alle Sehnsucht und Erinnerung daran, daß auch in unserem Schicksal einmal ein politisches Genie möglich war, das erst scheiterte, als es sich und sein Werk durchgesetzt hatte. Seit dem Mittelalter schien uns diese Fähigkeit genommen; die Namen der großen deutschen Kaiser und Könige sowie ihrer ersten Diener, etwa Rainalds von Dassel oder Petri de Vinea, erschienen uns im Fernzauber der geschichtlichen Erinnerung eher zu sagenhaften Bildern verklärt, als daß sie darüber hinaus Wirkkräfte für unsere Gegenwart entfalten könnten. Eine solche Gestalt, noch keine zwei Generationen aus unserem Leben entrückt, die aber in dem halben Jahrhundert ihrer politischen Entfaltung die Welt zu neuer Ordnung veränderte, muß aus Gründen der geschichtlichen Nähe sowie am Ausmaß ihrer Wirkungen heute noch die stärksten Gegensätze der Beurteilung erfahren.

Noch sind Haß und Liebe nicht im historischen Abstand geklärt. In jeder Feder, die das Ereignis Bismarck im europäischen Schicksal darzustellen unternimmt, fließen noch entweder heißes Herzblut oder Galle. Die

Erben seiner Gegner im Kulturkampf fluchen ihm heute wie damals, die Nutznießer seiner Sozialistengesetze verdammen ihn bis in unsere Gegenwart hinein — und den Ohnmächtigen unseres kleinen Augenblicks erscheint er als großer Schatten über ihrem eigenen Werk und als ständige Mahnung an ihr Gewissen, ein ihre eigene Vermessenheit ewig und lästig korrigierender Maßstab.

In Frankreich prägte man das Wort „bismarquer" für „politisch übers Ohr hauen" als geheime Abwehr dagegen, daß man im politischen Ringen ihm stets unterlegen war. „Nur wer sich wandelt, ist mir verwandt", sagte zu Bismarcks Regierungszeiten Nietzsche, nicht zuletzt im Hinblick auf die Entfaltungen und mannigfachen Erscheinungsformen dieses politischen Genies.

Nichts wäre falscher, als aus seiner Anpassungsfähigkeit und Wandelbarkeit Mangel an Charakter abzuleiten, denn die äußeren Erscheinungen seiner Widersprüche sind im Kern zusammengehalten, verzehrt im Feuer seines selbstlosen Hingegebenseins an den Dienst und die einmal erkannte Aufgabe. Alles erhält von hier seine Richtung und Gerechtigkeit. Man muß nur zu dem Kern seiner Persönlichkeit, Goethe hätte gesagt, zu seinem Dämon, durchstoßen.

An seiner Gestalt gelingt die Unterscheidung zwischen Besessenheit und Monomanie. Der Besessene hat einen sicheren Fundus des Wissens und Charakters; daraus wächst organisch seine Leistung und nährt sich sein gesunder und gerechtfertigter Ehrgeiz. Der Monomane aber, der die Grundlagen nicht hat, wird von seinem bodenlosen Ehrgeiz zerfressen und hin- und hergetrieben. Er baut, selbst substanzlos, ins Leere und erliegt

seinen Wunschträumen, die nie eine Korrektur aus objektiven Gegebenheiten erfahren, sondern nur durch die eigene Maßlosigkeit hektisch übersteigert und hemmungslos übertrieben werden. Den Besessenen treibt seine Aufgabe zum erkannten Ziel, und daran hält er fest bei aller Verschiedenheit der Taktik. Charakter und Aufgabe begegnen sich im Innersten seines Wesens. Den Monomanen hetzt seine Ichsucht von Aufgabe zu Aufgabe, die er jeweils zu seinem Endzweck, der Befriedigung seiner Egozentrik, umbiegt.

Der Besessene ruht, bei aller Leidenschaft, in einem gesunden Ausgleich zwischen der Aufgabe, die von ihm Besitz ergriffen hat, und im eigenen, zu dieser Aufgabe gereiften, ethischen und wissensmäßigen Vermögen. Daraus ergibt sich: Der Besessene kann dienen, der Monomane will herrschen.

Immer so auf den Kern der Fragen zurückgedacht, erscheinen alle Handlungen Bismarcks charaktervoll und beweisen, daß die Gegner seiner Taten und Verfechter anderer Deutungen, damals wie heute, zu Recht von ihm besiegt wurden.

Die geschichtliche Aufgabe

Bismarcks selbstgestecktes Ziel war: Ein starkes, deutschbewußtes Preußen muß der Kristallisationspunkt für Deutschland werden, damit ein europabewußtes Deutschland zum tragenden Pfeiler im Weltgebäude wachsen kann. Denn Europa, das hieß damals politisch: die Welt.

Der Student bereits erkennt seine Leidenschaft: Er

studiert „Diplomatie" — also kein akademisches Fach. Das volle Leben ausgekostet als Korpsstudent, der beste und wildeste Fechter Göttingens, alle Wissensgebiete begierig in sich hineinschlingend, vom Geist der Aufklärung Fichtescher Prägung ergriffen, vom völkischen Aufschwung der Freiheitskriege bewegt, so verläßt er die Universität nach beendeten Studien — alles andere als ein Monarchist.

Noch brodelt es chaotisch nebeneinander. Nur ein Generalnenner wird sichtbar: der ungebändigte Tatendrang. Auch Referendarjahre in Aachen und die Militärzeit in Greifswald vermögen ihn nicht einzudämmen. Nach des Vaters Tod wird er in die Enge zurückgetrieben. Er muß die verschuldeten Güter übernehmen. Dies wird für ihn die letzte Zusammenpressung vor der Sprengung.

Das Gutsleben als „toller Bismarck" genügt nicht. Die Neider sehen nur seine wild durchzechten Nächte und den ungebändigt dahinjagenden Deichhauptmann, erkennen aber nicht, daß er in wenigen Jahren die Güter aus tiefer Schuldenlast herausgearbeitet hat. Und ebenso unersättlich wie beim Gelage reißt er die ganze Geisteswelt in sich hinein: die herrschende deutsche Philosophie von Hegel bis Feuerbach, die Ausländer, Voltaire wie Spinoza, die Dichter deutscher wie fremder Zunge, besonders Shakespeare und Byron.

Als Gegengewicht erlebt er den Pietismus im Hause Thadden-Trieglaff und die echte Lebensfrömmigkeit Johannas von Puttkamer, die er im Juli 1847 heiratet. Der „Ewig-Unbehauste", der in großen Reisen England, Schottland, Frankreich „erfahren" hatte, der eben noch

eine auf Jahre berechnete Asienfahrt plante, war nun auch menschlich zu seinem Kern durchgestoßen. Die erste Zelle konnte gebaut werden, und es wurde das geniale Kernstück, um das sich alle weiteren Zellen organisch fügten: die Ehe mit Johanna.

Politische Voraussetzungen

Das nächste Jahr bringt die 48er Revolution. Es gehört zur Berufung des Genies, daß es im richtigen Augenblick in sein Werk treten kann. Preußen hatte seine erste Vollendung erfahren aus dem absoluten Willen Friedrichs des Großen. Drei Jahre nach dessen Tod stürmte der dritte Stand die Pariser Bastille — 20 Jahre danach lag Preußen geschlagen auf dem Schlachtfeld von Jena und Auerstedt. Aber im gleichen Jahr hatte man in Wien auch das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation" aufgelöst und damit sein Schattendasein im letzten halben Jahrtausend beendet. In den Freiheitskriegen war Preußen aufgebrochen zu Deutschland; Königsberg und Breslau sind Kristallisationspunkte eines deutschen Willens, der schon weit über Preußen hinausgewachsen war. Die Metternichsche Reaktion wollte das Rad der Geschichte zurückdrehen und versuchte den Zustand vor der Reichsauflösung wiederherzustellen.

In diesen rückläufigen Bewegungen im Streit mit dem sozialen Aufstand 1848 wurde Preußen zermörsert. Das mag für den Philister Grund zur Resignation sein, für das Genie ist es Anruf und Lust zu neuer Schöpfung. So schlägt Bismarcks erste Stunde.

Berufen ins Parlament, geht er folgerichtig Stufe um

Stufe über den ersten und zweiten vereinigten Landtag (47 und 48) als Abgeordneter, betritt 1849 die zweite Kammer des neu errichteten Preußischen Landtages und zieht 1850 als Abgeordneter in das Deutsche Parlament zu Erfurt ein.

Im Erfurter Parlament ist er unbedingter Verfechter des Preußentums, denn erst, wenn dieses fest gefügt ist, kann der nächste Schritt gewagt werden. Seine Stellung gegen die Alldeutschen ist zwangsläufig die eines Realpolitikers gegen Phantasten. Er will ja eine politische Verwirklichung der Sehnsüchte, zu denen sich die Taten der Freiheitskriege und der daraus entstandenen Burschenschaft vor der Staatsreaktion verflüchtigt hatten.

Das deutsche Nationalgefühl war in ihm lebendig wie kaum in einem anderen Zeitgenossen, aber den Weg zur Verwirklichung sah er nur über eine neu gebaute Staatlichkeit. Die noch nicht ausgelebte, weil unterbrochene Entwicklung Preußens war also Notwendigkeit. Die Männer der Paulskirche träumten und redeten von einer Nation, er hingegen verlangte die Kernbildung eines (in diesem Falle seines) Staates, wo die Kristallisation real ansetzen könnte. Die Einheit Deutschlands war für ihn nur möglich durch den Zusammenschluß starker Bundesstaaten, nicht durch ihre Schwächung, denn je stärker die einzelnen Glieder, desto stärker die ganze Kette.

Preußen und Österreich

Von hier aus ist seine Ablehnung der Paulskirche zu verstehen. Dort stritten zwei Prinzipien. Man erstrebte den Zusammenschluß der deutschen Länder zu einer Na-

tion. Österreich aber hätte seinen Völkerstaat auflösen müssen und nur seine deutschen Länder dem erträumten Reich einfügen können. Das wäre eine Vorwegnahme der Ergebnisse von St. Germain gewesen. Politische Reaktion ist ebenso lebenswidrig wie die Vorausnahme von ungesunden und fehlerhaften Entwicklungen. Bismarck sah damals bereits zwei deutsche Reiche und ihre getrennten Aufgaben in Europa: Deutschland, von Preußen aus zu einem Nationalstaat gewachsen, und die Donaumonarchie als Nationalitätenstaat und Bollwerk gegen den Balkan. Zu dieser Höhe der Sicht konnte sich noch niemand außer ihm erheben.

Ja, wer hat denn heute schon erkannt, daß diese geniale Doppelgleisigkeit der Deutschen in Europa Bismarcks Ziel und Europas Segen bedeuteten — zum mindesten zu seiner Zeit!

Im November 1850 standen die Fragen auf des Messers Schneide, als die norddeutsche „Union" zum Zusammenschluß drängte. Bismarck verzichtete auf sie, weil diese naheliegende Lösung seine größere Entscheidung in der Ferne bedroht und den Bundeskrieg bedeutet hätte.

Der Preuße Bismarck verteidigte den Verzicht auf die „Union" und wurde darauf preußischer Gesandter am Bundestag zu Frankfurt. Jetzt hatte er die Bühne im Kampf um Preußen für die nächsten acht Jahre betreten. Der Olmützer Verzicht auf die „Union" durfte nicht verewigt werden, aber nur der Bundestag war das diplomatische Parkett für die organische Entwicklung und Lösung dieses Konfliktes.

Gleichzeitig weitete sich die Arena zu außenpolitischen

Perspektiven. Gegen Österreichs Drängen konnte er den Bund aus dem Krimkrieg heraushalten. Der Erfolg war: Frankreich, England und Rußland dankten Preußen die Neutralität; Österreich war ins Hintertreffen geraten, von Rußland als Feind angesehen. Bismarck nützte blitzschnell diese Situation: Jetzt konnte er innenpolitisch im Bundestag Österreich auf die gleiche Stufe wie Preußen drängen und seiner Eigenschaft als Präsidialmacht entheben. Das Ergebnis war das Einverständnis der Donaumonarchie, keinen Antrag vor den Bundestag zu bringen, dem Preußen vorher nicht zugestimmt hätte.

Die nächste Gelegenheit zur Stärkung Preußens bot sich 1859, als Österreich mit Italien im Krieg stand. Allein sie verging ungenutzt, denn Bismarck war bereits Gesandter am Zarenhof; er war an der Newa „kaltgestellt".

Was war geschehen? Der Parlamentarier und Gesandte hatte sich zum Herrscher des Parlaments erhoben. Die Neider hatten für den kleinen Augenblick gesiegt. Aber Bismarck nützte seine Tätigkeit in Rußland und gewann in den drei Jahren die Freundschaft des Zaren — ebenso wie die vier Monate in Paris genügten, um Napoleon III. in den Bannkreis des Genies zu zwingen.

Die Entscheidung von Babelsberg

Mittlerweile aber fehlte der starke Mann in Berlin. Das Parlament verweigerte die Militärvorlage. Der Kampf zwischen den Erben von 1848 und dem damals als Kartätschenprinz verschrienen, jetzt König gewordenen Wilhelm trieb zur Entscheidung. Der Monarch

hatte nur noch einen Freund, den Kriegsminister von Roon. Dieser hatte 1833 den jungen Studenten Bismarck als Feuerkopf kennengelernt und seither seine Entwicklung verfolgt. Es ist bezeichnend für die menschliche Größe des Monarchen sowie für die Charakterstärke seines Freundes und Ministers, daß Roon den beiseite geschobenen Bismarck vorschlagen konnte.

In den Septembertagen 1862 lag das Schicksal Preußens in den Herzen zweier Männer, die sich gegenseitig rückhaltlos offenbarten. Bismarck enthüllte seine Pläne, und der König verbrannte in der Glut der ihm entgegenschlagenden Besessenheit seine Bedenken und Ressentiments. Hier wurde noch einmal ein germanisches Lehensverhältnis, gebaut auf gegenseitige Treue von Führer und Gefolgsmann, gegründet. Und aus diesen Herzen floß dann das Geschehen.

Der König erkannte das Genie, wie er es das zweite Mal bei Moltke tat. Bereits das Erkennen beweist seine und Roons Größe. Beide wußten, daß sie hinter der genialen Natur Bismarcks nun zurücktreten mußten. Und doch bewiesen sie mit diesem Entschluß ihre menschliche Ebenbürtigkeit. Nur auf solchen Entscheidungen des Herzens vollenden sich dann die Schicksale der Völker.

Diplomatische Kunst

Die Stationen der Erfüllung des in Babelsberg beschlossenen Bundes und Gelöbnisses sind bekannt. Keiner zweifelte am anderen, weder der Monarch an den Wegen seines ersten Dieners — noch der Minister am Vertrauen seines Herrn.

Das darf gesagt werden, trotz Nikolsburg, trotz des achtlosen Vorbeigehens des deutschen Kaisers an dem Mann in Versailles, der ihn auf den Schild erhoben hatte und den er jetzt in der ersten Stunde des Reiches übersah. Vielleicht werden in einer solchen Stunde der Erfüllung dann in denen, die sie heraufbeschworen haben, doch noch einmal die Spannungen wieder wach, während die Menge, die nicht weiß, was vorher war, unbelastet in den Jubel ausbrechen darf.

Der Weg war durch ungeheure Dickichte gegangen, wo nur der Mann mit dem absoluten Bewußtsein seiner geistigen und seelischen Marschkompaßzahl immer wieder die Mißweisungen, die ihm Tag und Situation auferlegen, ausmanövrieren kann.

Wer verstand es, daß Bismarck, der, eben noch für alle sichtbar, Österreich aus dem Reich zu drängen begann (nachdem er 14 Jahre zuvor in der Olmützer Konvention den Ausschluß verhindert hatte), nun Habsburg als Bundesgenossen auf die Schlachtfelder von Düppel und Alsen zwang? Vorläufig stand zu Beginn der Auseinandersetzung mit Dänemark Europa gebannt vor der Tatsache, daß Bismarck die Allianz aller Deutschen mit Österreich erzwungen hatte. Frankreich zeigte Sympathien für Preußen, Rußland blieb wohlwollend neutral. Drei Jahre Botschafterzeit Bismarcks am Zarenhof und vier Monate in gleicher Eigenschaft in Paris wirkten sich jetzt aus. England sah sich allein auf seiten Dänemarks.

Bismarck hatte das Vorgelände diplomatisch und völkerrechtlich so geordnet, daß der Regierung der Queen ein direktes Eingreifen erschwert, ein Zurückweichen aus den Verpflichtungen jedoch erleichtert wurde. So

konnte auf der Londoner Konferenz das Protokoll von 1852 als um zwölf Jahre gealtert und überholt festgestellt werden.

Dem österreichischen Bundesgenossen überließ er die Sympathien mit den Glücksburgern, während er, der Preuße, seinen monarchistischen Gedanken in diesem Fall zurückstellte. Er wollte keine neue Bundesdynastie — und konnte so den Ländergewinn aus diesem Krieg zu Preußen schlagen.

Schon bei dieser Erstentscheidung zeigte sich Bismarck als Meister der Anlage und Durchführung eines diplomatischen wie politischen Planes. Die Methoden wechseln von Fall zu Fall, er ist immer Beherrscher seiner Aushilfen, aber die Art der Anlage bleibt im Grundsatz dieselbe: Jede Auseinandersetzung muß erst aus den europäischen Zusammenhängen und Verpflichtungen herauspräpariert werden. Im Falle Österreich hieß das: Durchkreuzung der Bündniswege von Paris über München nach Wien durch die Freundschaft Preußens mit Italien. Und noch 1871 war die Forderung, Elsaß-Lothringen von Frankreich loszulösen und zu Preußen zu schlagen, neben der Tatsache, daß ein kerndeutsches Land heimgeholt wurde, in Bismarcks Bestreben begründet, einer neuen Verbindung zwischen Paris und der Donaumonarchie geopolitisch einen Riegel vorzuschieben.

So vorbereitet, drängte er 1866 den Gefährten von gestern in die kriegerische Entscheidung von Königgrätz.

Auch dieses Ereignis erschien dann nur den tiefer Blickenden als eine Bewahrung der Eigenstaatlichkeit

des Besiegten, wobei Bismarck in Nikolsburg sogar noch dem Sieger und eigenen Herrn den Genuß des Sieges untersagte, denn er blickte in dieser Stunde nicht mehr auf Wien, sondern sah schon nach Paris.

Vollendung in Berlin

Im Berliner Kongreß erfüllte sich Bismarcks Leben. Seine Außenpolitik erfuhr ihre Krönung, als alle Staatsmänner Europas nach Berlin kamen, um ihn in den vier Wochen vom 13. Juni bis 13. Juli 1878 als ehrlichen Makler bei der Neuordnung der politischen Welt anzurufen. Zwei nur Bismarck mögliche Tatsachen hoben ihn weit aus der Schar der handelnden und verhandelnden Diplomaten als Richter heraus: Er „verstand" sie alle in des Wortes ureigener und übertragener Bedeutung. Als Konferenzsprachen waren zugelassen: Französisch, Englisch, Deutsch und Russisch. Sämtliche Diplomaten brauchten mindestens für den einen oder anderen Fall Dolmetscher. Nur Bismarck antwortete jedem vollendet in seiner Sprache.

Und er konnte noch aus dem zweiten Grund überragender und wahrer Richter sein: Allen ging es um Gewinn für ihr Land, alle schacherten um politische Vorteile, nur Bismarck wollte nichts für Deutschland. Und so brachte er materiell nichts nach Hause, und gewann doch das Höchste für alle: den Frieden.

Erst von da aus gab es noch einen Gewinn für Deutschland: ein kampflos erworbenes Kolonialreich. Das fiel ihm in den 80er Jahren wie eine reife Frucht zu.

Danach war nichts mehr möglich. Solange er im Amt

blieb, kamen die Rufer im Streit des Kulturkampfes nicht mehr zu ihrer Wirkung, und das Sozialistengesetz konnte den Gegner zwar nicht beruhigen, verschaffte dem deutschen Arbeiter aber eine soziale Sicherung, wie sie damals ungewöhnlich war und heute noch von modernen Staaten bei weitem nicht erreicht ist.

Es wäre jedoch kein vollkommenes und besonders kein deutsches Ringen gewesen, hätte sich sein Werk und Leben nicht tragisch vollendet. Und hier verlassen wir die pragmatische Geschichte und fragen nach Konstellationen, die diese Tragik hätten verhindern können.

Der Kaiser lebte zu lange; sein Sohn kam nicht zur Herrschaft. Friedrich III., der fortschrittlich liberale Mann, der „Engländer", hätte wohl Bismarck in die Wüste geschickt, und Wilhelm II., der Enkel, hätte ihn wieder geholt zur Formung des Sozialstaates, der dem Vater entglitten gewesen wäre. So aber überschlugen sich die Ereignisse in einem Doppelschritt der Generationsfolge. Das kunstvolle Werk der Verträge konnte nur von seinem Schöpfer selbst bewahrt werden.

Der Sturz

Also entließ der Enkel den Kanzler. Bismarck mußte es erleben, daß die Dämme brachen, die der einstige Deichhauptmann von Schönhausen für das Reich nach innen und außen errichtet hatte. Der Panslawismus, im Berliner Kongreß aus Europa gedrängt, brandete wieder nach Europa herein und steht heute an der Elbe und überflutet Thüringen und Sachsen. Die zweite, nur beschwichtigte, aber im Kulturkampf nicht gelöste Frage

hält die Westzonen Deutschlands in Unruhe und hemmt den freien und vorurteilslosen Blick bis zur Wartburg.

Wohl hätte der in monarchischen Vorstellungen gewachsene und wirkende Bismarck die soziale Frage und ihren Ausbruch im 20. Jahrhundert nicht gemeistert. Ob er das Ende schon ahnte, als er seinen Kaiser beschwor, kämpfend auf den Stufen des Thrones zu fallen? Diese Untergangsvision ist ebenso erschütternd wie die reale Szene auf dem holländischen Grenzbahnhof 1918, zwanzig Jahre nach Bismarcks Tod.

Mit nicht geringerer Erschütterung aber mag Bismarck zwei Tage nach seiner Entlassung das Entsetzen über das Ereignis und die drohenden Folgen aus dem Brief des Kaisers Franz Joseph herausgelesen haben. Ausgerechnet der Monarch, dessen Völkerstaat Bismarck aus dem Reichsverband gewiesen hatte, erspürte das mit Bismarcks Sturz beginnende Erdbeben und rettete sich in das menschliche Mitgefühl zu dem Schicksalsgefährten, dessen Taten er selbst erlitten, verflucht und dann anerkannt hatte. Ausgerechnet er vermochte die Folgen dieses Verlustes für die ganze Welt in jener Schicksalsstunde zu ermessen.

Seite

Monarchie und Dynastie 7

Otto der Große 29

Canossa 47

Reich und Reformation 57

Prinz Eugen 71

Maria Theresia 81

Friedrich der Große. 93

Preußens Stirb und Werde 109

Reich oder Nationalstaat? 127

Moltke 139

Bismarck 149

Weitere Bücher aus dem Türmer-Verlag:

HANS W. HAGEN

VON REMBRANDT BIS BEETHOVEN

Schöpferische Krisen europäischer Genies

200 Seiten, Leinen, 19,80 DM, ISBN 3-87829-041-1

Unter dem Leitmotiv „Genie und Charakter" gibt Hagen in einer Reihe grandioser Lebensbilder großer Künstlerpersönlichkeiten eine psychologisch tiefgründige Deutung des Wesens des Genialen. Er deckt die ursächlichen Beziehungen von ästhetischen und ethischen Kräften auf und verdeutlicht den inneren Zusammenhang der künstlerischen Ausdrucksformen mit den bewegenden weltanschaulichen und philosophischen Kräften der Zeit. Die künstlerisch geniale Tat als Sieg über das Chaos in den Tiefen der eigenen Seele ist das große Thema des Buches.

HERBERT BÖHME

VERMÄCHTNIS UND AUFTRAG

Letzte Reden · Aufsätze, Sprüche, Gedichte

192 Seiten, Leinen, 19,80 DM, ISBN 3-87829-044-6

Aus Fichteschem Geiste spricht der bekannte und allzu früh verstorbene Begründer des „Deutschen Kulturwerkes" das Gewissen eines Kulturvolkes unmittelbar an. Mit beschwörender Sprachgewalt zeigt er auf die Ursachen unseres kulturellen Verfalls und weist Wege aus der Krise. Es geht um die höchsten ethischen und künstlerischen Werte der Nation und Europas.

HEINRICH HÄRTLE

ROM UND HELLAS WARNEN!

Erotik und Entartung in den antiken Kulturen

200 S., Lein., bebildert, 19,80 DM, ISBN 3-87829-043-8

Diese sittengeschichtliche Studie beweist die Zusammenhänge zwischen Sexualität und Entartung in den antiken Kulturvölkern. Gleich fern von Muckertum und chaotischem Sexualismus wird überzeugend dargestellt, wie sich Sexus und Eros zersetzend oder schöpferisch auf unser Leben auswirken.

Dieses Werk ist auch stilistisch ein Kultur- und Bildungsbuch von hohem Rang. Seine Parallelen zwischen Antike und Gegenwart wirken höchst aktuell!

HAGEN · Gestalten und Gewalten